~~Spekulieren~~ ENTSCHEIDEN

51°

AUSGABE 3.2017

MAGAZIN DER STIFTUNG MERCATOR

EDITORIAL

„Wir müssen das diskutieren“, hört sich einladender und druckloser an als „Wir müssen entscheiden.“ So gehört Entscheidungsdruck zu den großen Negativpunkten im Leben von uns allen. Entscheidungen sind aber immanenter Bestandteil unseres Seins. Unser Leben vollzieht sich in Organisationen, in denen täglich Entscheidungen getroffen werden, die alle Auswirkungen auf die Zukunft haben.

Das ist nach dem Soziologen Niklas Luhmann der Grund, weshalb es überhaupt Organisationen gibt: Sie müssen Unsicherheit absorbieren und entscheidungsfähig sein, denn „die Prämisse von Organisation ist das Unbekanntsein der Zukunft und der Erfolg von Organisationen liegt in der Behandlung dieser Ungewissheit“. Diesen Satz haben wir unserer Ausgabe zugrunde gelegt.

„Geoengineering“, sagen Georg Diez und Emanuel Heisenberg, stellt Gesellschaft und Regierungen in einen Entscheidungskontext, ob überhaupt, und wenn wie, der Klimawandel mithilfe von Technik aufgehalten werden kann. Die Richtsberg-Gesamtschule in Marburg hat sich dafür entschieden, das Denken in Schubladen zu überwinden. Dazu passen die Fragen, die wir Professor Tilmann Betsch gestellt haben: Ab welchem Alter können Kinder Entscheidungen treffen? Wie der Zufall als Entscheidungsmedium ein Mehr an Innovation und Chancengleichheit ermöglicht, beschreibt die Leibnizpreisträgerin Barbara Stollberg-Rilinger in einem Essay. Grundsätzliche Entscheidungen mit großen Auswirkungen trifft Joachim Burger in der Außenstelle des BAMF in Schweinfurt, wenn er Asylanträge auf die bestehende Rechtslage hin prüft. Die Gesetze geben ihm kaum Entscheidungsspielraum.

Nun ist es Ihre Entscheidung, wann Sie diese guten Geschichten lesen und wem Sie davon erzählen.

VIEL FREUDE BEI DER LEKTÜRE UNSERES MAGAZINS!

JOSEF KRIEG
Leiter Kommunikation

Fotos: Titel: Davild Malang/Getty Images Seite 2–3: Barbara Dombrowski/laif, Lêmrich/Agentur Focus, Sherborne School, Markus Hintzen, ullstein bild

51° TITEL

DIE NUTZER UNSERER FACEBOOK-SEITE HABEN ABGESTIMMT. UND SICH FÜR DIESES TITELBILD ENTSCHIEDEN: SCHERE, STEIN, PAPIER. DREI GLEICHWERTIGE OPTIONEN. WELCHE MAN AUCH WÄHLT, IHRE ERFOLGSAUSSICHT HÄNGT STETS VON DER ENTSCHEIDUNG DES GEGENÜBERS AB.

INHALT

TITEL
Warum wir eine politische Debatte über Geoengineering brauchen
SEITE 4

ESSAY
Weshalb Losen nicht so irrational ist, wie es zunächst scheint
SEITE 12

FEATURE
Warum Teilhabe das Erfolgsrezept einer Gesamtschule in Marburg ist
SEITE 16

PICTORIAL
Was Ausharren und Abhauen verbindet
SEITE 20

HISTORISCHE REPORTAGE
Wie es dazu kam, dass Alan Turing die Welt veränderte
SEITE 22

INTERVIEW
Was Kleinkinder schon alles entscheiden können – und was nicht
SEITE 28

PORTRÄT
Warum ein Asyl-Entscheider seine Berufsbezeichnung nicht mag
SEITE 30

IN EIGENER SACHE
SEITE 34

IMPRESSUM
SEITE 35

„Sorge verzögert die Reaktion und macht klare Entscheidungen unmöglich.“

AMELIA EARHART, US-AMERIKANISCHE FLUG-PIONIERIN, GEB. 1897, FÜR TOT ERKLÄRT AM 5. JANUAR 1939

„Ich sehe den Saal, die Reaktion ist positiv, ich höre keine Einwände.“

AM 12. DEZEMBER 2015 BESIEGELTE DER DAMALIGE FRANZÖSISCHE AUSSENMINISTER **LAURENT FABIUS** ALS VORSITZENDER VON COP21 DIE PARISER KLIMA-EINIGUNG PER HAMMERSCHLAG

„Eine dumme Entscheidung, die gut funktioniert, wird im Nachhinein zu einer brillanten Entscheidung.“

AUS „SCHNELLES DENKEN, LANGSAMES DENKEN“ VON **DANIEL KAHNEMAN,** ISRAELISCH-AMERIKANISCHER PSYCHOLOGE UND WIRTSCHAFTS-NOBELPREISTRÄGER

„Ich sage lieber, dass wir alle verschieden sind, statt von unterschiedlichen Geschlechtern zu sprechen.“

LILI ELBE, DÄNISCHE MALERIN (1882–1931), GEBOREN ALS MANN, UNTERZOG SICH ALS EINER DER ERSTEN INTERSEXUELLEN MENSCHEN GESCHLECHTSANPASSENDEN OPERATIONEN

„Wir sind hier, weil wir uns darum bemühen, Gesetzgeber zu werden, nicht weil wir Gesetzesbrecher sind.“

EMMELINE PANKHURST (1858–1928), BRITISCHE FRAUENRECHTLERIN UND RADIKALE AKTIVISTIN

„Intuition ist die Kunst, alles andere auszublenden.“

GERD GIGERENZER, DIREKTOR AM MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR BILDUNGSFORSCHUNG IN BERLIN, PROMINENTER BEFÜRWORTER VON BAUCHENTSCHEIDUNGEN

Der ~~bedrohte~~ MANIPULIERTE Planet

DIE DEBATTE UM GEOENGINEERING IST BEÄNGSTIGEND, ABER UNAUSWEICHLICH. WAS KÖNNEN, WAS SOLLEN, WAS MÜSSEN WIR TUN, UM DIE ERDE ZU RETTEN? UND WIE LANGE KÖNNEN WIR ES UNS NOCH LEISTEN, DIESE ENTSCHEIDUNG HINAUSZUZÖGERN?

Was für ein Schauspiel. Was für ein Gedanke. Was für ein Wahnsinn, würde man denken: Wirbelstürme mit Atombomben bekämpfen? Einerseits. Andererseits, es sind ja Diskussionen, die schon vor Jahren geführt wurden, als 2012 ein Sturm namens Irene die amerikanische Ostküste verwüstete. Und jetzt aufs Neue, als Harvey und Irma wüteten. Die Hurricane Research Division der National Oceanic and Atmospheric Administration in Washington, D.C., hatte damals tatsächlich eine Studie zu dieser Möglichkeit durchgeführt, die vom Menschen geschaffenen Extremwettersituationen mit menschlichen Mitteln zu bekämpfen.

„Die größte Schwierigkeit, wenn man Wirbelstürme mit Bomben entschärfen will“, schrieb der Wissenschaftler Christopher Landsea, „besteht in der Energiemenge, die man dafür braucht.“ Zum Vergleich: Ein Wirbelsturm höchster Kategorie hat 5.000 Mal so viel Energie wie der größte Atomsprengkopf, der bisher in Nordkorea getestet wurde.

Was man daran sieht: Es ist zwar Wahnsinn, doch er hat Methode. Und einen Grund. Was machbar ist, wird auch gemacht, so lautet eine Grundannahme des wissenschaftlichen Zeitalters. Der Mensch schafft sich die Mittel, mit denen er seinen Willen durchsetzen und herrschen kann, über andere oder speziell über die Natur. Und die, das ist der andere Wahnsinn, wendet sich in einem Maß gegen den Menschen, dass er auf einmal als notwendig, wenn nicht gar als rational erachtet, was bislang wahnsinnig schien. Anders gesagt: Wie geht das, überleben im Anthropozän?

Denn darum geht es. Das Anthropozän ist die Epoche des menschlichen Einflusses auf die Erde, man könnte auch sagen des menschlichen Ruins der Erde. Vor 12.000 Jahren etwa begann es, aber erst seit 1950 beschleunigen sich der Ressourcenverbrauch und die Umweltverschmutzung derart, dass die Konsequenzen unumkehrbar scheinen. Die Folgen für die Gegenwart sind klar: Es braucht eine Diskussion über die Zukunft der Menschheit, die ethisch, juristisch, philosophisch, humanitär, sozial und politisch ist; es braucht neues Denken und neue Ideen, es braucht ein neues Menschenbild – es braucht aber auch den Mut, sich den Herausforderungen mit naturwissenschaftlichen Mitteln zu stellen, selbst wenn diese erst einmal verrückt klingen.

Aber Normalität gilt nicht mehr. „Wir machen uns keine Vorstellungen davon, was auf uns zukommt“, sagt Janos Pasztor, Executive Director der Carnegie Climate Geoengineering Governance Initiative. Pasztor ist ein Veteran der Klimaforschung, ein Pragmatiker, kein Panikmacher. „Das für die Politik so wichtige Kriterium einer vom Menschen verursachten weltweiten Klimaerwärmung von zwei Grad in diesem Jahrhundert ist unrealistisch“, stellt er klar. „Das Zwei- →

Foto: Barbara Dombrowski/laif

BARBARA DOMBROWSKI HAT FÜR IHR PROJEKT „TROPIC ICE“ AUF MEHREREN KONTINENTEN MENSCHEN FOTOGRAFIERT, DEREN LEBENSRÄUME VOM KLIMAWANDEL BEDROHT SIND. ZUNÄCHST WAR SIE IN OSTGRÖNLAND UND IM AMAZONAS-REGENWALD. IM JAHR 2013 HAT SIE DIE BILDER AN BEIDEN ORTEN AUSGESTELLT

DER KLIMAWANDEL VERKÜRZT IM AMAZONAS-GEBIET DIE PHASEN ZWISCHEN DEN TROCKENPERIODEN – DADURCH LÄSST ER DEM GRÖSSTEN REGENWALD DER ERDE KAUM NOCH ZEIT, SICH ZU ERHOLEN

→ Grad-Ziel erreichen wir mit einer Wahrscheinlichkeit von fünf Prozent." Selbst bei einem aus heutiger Sicht sehr unwahrscheinlichen Emissionsstopp ist möglicherweise schon zu viel CO_2 in die Atmosphäre entwichen, um radikale Auswirkungen auf das Klima über Hunderte von Jahren zu verhindern. „Wir müssen begreifen, dass alle Maßnahmen, die Emissionen zu reduzieren, nicht reichen werden."

Die Debatten werden also kommen: Wie kann, wie soll der Mensch versuchen zu retten, was er verbrochen hat? Es wird, so oder so, nicht die eine Lösung geben, sagt Pasztor. Und wenn wir rational darüber entscheiden wollen, wie wir einen Staat oder eine Person daran hindern, aus guten oder aus schlechten Motiven heraus mit dem Klima zu spielen, sollten wir besser heute als morgen darüber reden, was möglich, denkbar und machbar ist. Es dauert sowieso ein Minimum von zehn bis 15 Jahren, bis die Forschung so weit wäre, Lösungen, die heute erdacht werden, kritisch zu prüfen und umzusetzen. Lösungen, das Klima mit naturwissenschaftlichen Mitteln zu regulieren, zu manipulieren, in den Griff zu kriegen. Lösungen, die unabsehbare Folgen haben könnten. Lösungen, die keine sein könnten oder die einzigen, die verbleiben. Geoengineering nennen die Experten solche Lösungen oder auch Klima-Intervention. Derzeit arbeiten US-Forscher an der Harvard-Universität auf Basis privater Spenden – unter anderem von der Gates-Stiftung – sowie chinesische Forscher mit staatlichen Geldern an Geoengineering. Ihr Budget in Summe: gerade einmal rund zehn Millionen Euro.

Das Beste für die Welt, da sind sich alle Forscher einig, wäre es, wenn die Menschen auf Emissionen verzichten würden. Doch das wird nicht passieren. Zwar stagnieren die Emissionen weltweit, aber von Maßnahmen, die ihren dramatischen Rückgang einleiten, ist nichts zu sehen. Denn ein plötzlicher Emissionsstopp würde der Welt kurzfristig den Brennstoff entziehen. Unser globaler Primärenergieverbrauch hängt zu über 80 Prozent an Öl, Kohle und Gas. Und bei der Verbrennung fossiler Energieträger entsteht Kohlendioxid, das wiederum mehr als 70 Prozent der Treibhausgase ausmacht. Aber ein Emissionsstopp würde viel mehr erfordern als eine Veränderung in der Energieerzeugung, er würde von uns verlangen, dass wir uns anders fortbewegen als heute, andere Häuser bauen, nicht 95 Prozent der Produkte, die wir kaufen, nach der ersten Nutzung entsorgen, sondern wiederverwerten, dass wir mit Wasser anders umgehen, weniger Fleisch essen. Die Menschen für eine solche Transformation ihrer Lebensweise zu gewinnen, ist möglich, wird aber dauern.

Doch wenn wir uns nicht schnell anpassen, müssen wir mit den Folgen der Ressourcenverschwendung leben. Noch verstehen wir nicht aus konkreter Erfahrung, was die durchschnittliche Erderwärmung um 1,5 oder um zwei oder um drei Grad Celsius bedeutet. Denn derzeit ist in Europa oder in den USA noch wenig von der Klimaerwärmung zu spüren.

Das Zwei-Grad-Ziel erreichen wir mit einer Wahrscheinlichkeit von fünf Prozent

Fotos: Barbara Dombrowski/laif

GRÖNLANDS EISPANZER IST 1,7 MILLIONEN QUADRATKILOMETER GROSS. IN JEDEM JAHR SCHMILZT ER IM SOMMER AN DEN RÄNDERN AB – IM VERGANGENEN JAHR SETZTE DIE SCHMELZE VIEL FRÜHER UND STÄRKER EIN ALS GEWÖHNLICH

Die ersten Dürren und Wirbelstürme sind Boten dieser Zukunft, die ersten Engpässe in der Nahrungs- und Wasserversorgung zeigen, wohin die Reise geht, die Massenmigration aus besonders stark betroffenen Gebieten steht erst am Anfang. In Gebieten mit extremen klimatischen Bedingungen sind die Klimaextreme schon heute deutlich sichtbar. In der Arktis etwa lag die Temperatur in diesem Jahr über Wochen hinweg 20 Grad über dem Wert, der dort jahrhundertelang zu der Jahreszeit gemessen wurde. Schon im Jahr 2030 soll im Sommer das ewige Eis der Arktis schmelzen.

Länder des Mittleren Ostens wie Saudi-Arabien verbrauchen fünf Mal so viel Wasser, wie sich wieder in den Aquiferen, den Grundwasserleitern, ablagert. Die Mischung aus verändertem Niederschlag, steigender Hitze und ungebremstem Verbrauch lässt die Wasservorräte schwinden. In 20 bis 30 Jahren werden die Aquifere nahezu vollkommen ausgetrocknet sein. Auch Meerwasserentsalzung wird das Land nicht ausreichend mit Trinkwasser versorgen können. Es geht also um eine Vielzahl von Folgewirkungen, auf die wir uns einrichten müssen. Welche Infrastruktur benötigen wir für die Zeit der extremen Klimaerwärmung? Welche Auswirkungen wird die Erwärmung auf unser Leben haben? Wenn heute die Frage nach dem Geoengineering gestellt wird, ist es eigentlich schon zu spät: Wir könnten mit zunehmender Eskalation der Folgen des Klimawandels eine Art technologische Selbstverteidigungswaffe benötigen. Und dann wird es kaum einen Ausweg geben, wenn diese nicht funktioniert oder wir uns sogar mehr damit schaden als helfen.

Die Technologien, über die diskutiert wird, sind unterschiedlich erforscht und risikoreich und lassen sich grob in zwei Lager teilen: Die einen zielen auf eine Entfernung und Abspaltung von Kohlendioxid, also auf negative Emissionen. Die anderen suchen nach Lösungen, Strahlung abzuleiten, damit die Erde Zeit hat abzukühlen. Am wenigsten aufwendig, aber in seinen Auswirkungen unerforscht und risikoreich ist das sogenannte Solar Radiation Management. Es geht darum, die Sonneneinstrahlung auf der Erde und damit die Klimaerwärmung dadurch zu bekämpfen, dass man die Reflexion der Sonnenstrahlung künstlich verstärkt: durch Wolkenschichten, infolge eines kontinuierlichen Ausstoßes von Schwefel in die Stratosphäre; ein Effekt, der analog zu einem Vulkanausbruch ist – einem Vorgang, der die Erdtemperatur beim Ausbruch von Supervulkanen schon etliche Male vorübergehend um mehrere Grad reduziert hat. Allerdings zu dem Preis von grundlegenden Veränderungen der Vegetation.

„Wir wissen einfach nicht genau, was passieren würde, wenn der Mensch anfängt, mit dem Klima zu spielen“, sagt Klimaforscher Pasztor. „Die Erde würde sich verdunkeln, weil etwa 1,5 Prozent weniger Sonnenlicht durch die Wolken dringen würde, was zunächst einmal Auswirkungen hätte auf die Psyche der Menschen.“ Weitere Folgen wären ein geringeres Wachs- →

Wir könnten eine Art technologische Selbstverteidigungswaffe benötigen

AMAZONIEN UND GRÖNLAND ZÄHLEN ZU DEN KRITISCHEN REGIONEN IM GLOBALEN KLIMASYSTEM. KIPPT HIER DAS KLIMA, HAT DAS DRAMATISCHE FOLGEN FÜR DIE WELT

→ tum von Pflanzen und eine Einschränkung des Wasserkreislaufs durch die geringeren Temperaturen und die geringere Verdunstung. Die Auswirkungen würden auch Regionen völlig unterschiedlich treffen: Während in manchen eine Abkühlung wohl ohne dramatische Nebeneffekte erreicht werden könnte, würden sich andernorts Niederschläge und damit Erntezeiten verschieben oder ganz ausbleiben.

Wir sollten, sagt Pasztor, all diese Szenarien mit der Prognose einer zukünftigen Welt vergleichen und die möglichen Gewinne und Risiken beurteilen. Für das Solar Radiation Management würde das bedeuten, über viele Generationen abhängig von der Wirksamkeit einer Technologie zu sein. Schon das Ausmaß dieses Eingriffs ist kaum vorstellbar: Die Max-Planck-Forscherin Ulrike Niemeier und die in den USA forschende Simone Tilmes haben im Magazin „Science“ geschätzt, dass für eine Abkühlung von einem Grad Celsius Schwefel mit 6.700 Flügen in die Stratosphäre transportiert werden müsste – pro Tag und über 160 Jahre. Dabei würde mit zunehmender Intervention die Wirkung der Reflexion abnehmen. Der Schwefel hätte zudem Auswirkung auf Windsysteme und er würde die chemische Zusammensetzung der Stratosphäre verändern, mit vielfachen Folgewirkungen. Ein Forscherteam der Harvard-Universität schlägt daher vor, Diamantstaub in die Stratosphäre zu sprühen, was 50 Prozent effektiver sei als Schwefel. Kurz: Wir überblicken heute nicht, was eine solche Intervention an Folgeeffekten mit sich bringen würde.

Ähnliches gilt für die Technologie, Kondensstreifen und Zirruswolken auszudünnen. Das Problem mit den Zirruswolken: Die kaum sichtbaren Eiswolken in großer Höhe lassen die kurzwellige Sonneneinstrahlung zum Erdboden durch, blockieren aber die infrarote Wärmestrahlung. Somit verursachen sie einen starken Treibhauseffekt. Das Ausdünnen dieser Wolken aus Kristallen könnte beispielsweise über der Arktis regional sinnvoll sein, wenn die Nebeneffekte für das Klima besser erforscht sind. Für beide Technologien müssten aber zunächst Messtechnologien entwickelt und installiert werden und die Erde müsste als Gesamtsystem viel besser verstanden werden.

Weniger risikoreich erscheint heute das zweite Lager, also Technologien, die Kohlendioxid entfernen oder abscheiden (Carbon Dioxide Removal). Aufforstungsprojekte und Nutzpflanzenplantagen können einen signifikanten Klimaeffekt erreichen – allerdings nur, wenn Millionen von Hektar zur Verfügung stehen. Der britische Wissenschaftler Phil Williamson schätzt in einem Artikel in der Zeitschrift „Nature“, dass rund 600 Gigatonnen Kohlendioxid in diesem Jahrhundert entfernt werden müssten, um das Zwei-Grad-Ziel sicher zu erreichen: Dafür wären jedoch 430 bis 580 Millionen Hektar notwendig, also gut ein Drittel der weltweiten Anbauflächen. Kaum vorstellbar. Ganz zu schweigen von den Folgeerscheinungen: Entstehende Monokulturen würden die Artenvielfalt und das Mikroklima beeinflussen. Auch würde der Anbau die Erzeugung von Nahrung ge-

Wir überblicken nicht, was eine solche Intervention für Folgen haben würde

Fotos: Barbara Dombrowski/laif

BESONDERS BETROFFEN IN BEIDEN GEBIETEN SIND INDIGENE VÖLKER, DIE MEIST IM EINKLANG MIT DER NATUR LEBEN. IHR LEBENSRAUM WIRD DURCH DEN KLIMAWANDEL, ABER AUCH DEN MENSCHEN BEDROHT, ETWA DURCH ABHOLZUNG

fährden. Zudem müsste die Biomasse dann so in Energie oder Baumaterial umgewandelt werden, dass dabei nicht wieder zu viel Kohlendioxid emittiert wird. Das sogenannte BECCS-Verfahren sieht dafür Bioenergiekraftwerke vor, die Kohlendioxid bei der Verbrennung der Biomasse abscheiden, verdichten und in Kavernen unter dem Erdboden speichern. Ein weiteres Forschungsgebiet ist die langfristige Speicherung von CO_2 im Ozean, auf schnell wachsenden, speziell dafür gezüchteten Algen.

An Technologien mit negativen Emissionen und geringen Folgewirkungen wird massiv geforscht. Es könnten neue Industrien entstehen, beispielsweise für Lösungen, die CO_2 direkt aus der Umgebungsluft filtern (Direct Air Capture). Diese Technologien benötigen allerdings derzeit noch viel Energie und arbeiten mit Abscheidungsprozessen, die eine sichere Endlagerung des konzentrierten Kohlendioxids unter dem Meer oder in natürlichen Lagerstätten erfordern. Alle diese Lösungen haben gemeinsam, dass sie entweder extrem teuer oder hochgradig risikoreich sind. Wie viel Zeit und Ressourcen haben wir, solche Lösungen besser zu erforschen und kontrolliert in Serie zu bringen, um ihre Kosten zu senken? Es ist dieser Prozess, der bisher erst in Fachkreisen diskutiert wird, aber zu einer zentralen Frage der Menschheit werden könnte.

Die ethischen und philosophischen Fragen, die sich dabei stellen, sind grundsätzlich und werden unser Menschsein im 21. Jahrhundert entscheidend definieren. Denn was ist Verantwortung im Anthropozän? Was bedeutet es, wenn wir künftigen Generationen einen zerstörten Planeten hinterlassen? Haben wir die Pflicht, die Erde zu reparieren? Mit welchen Mitteln und zu welchem Preis? Und: Hat die Erde eine eigene Ethik oder eine eigene Sphäre des Rechts? Vor allem aber: Was ist die Technik für den Menschen, und was ist der Mensch für die Technik?

Martin Heidegger hat dieses Problem für das frühe 20. Jahrhundert behandelt, für ihn war Technologie Schicksal. Aber was bedeutet das für das 21. Jahrhundert? Und stimmt es überhaupt? Heidegger argumentierte aus einer antimodernen Haltung heraus. Die gegenwärtige Diskussion über Geoengineering ist in den philosophischen Fakultäten aber eine andere, gegenwartsnähere. Trotzdem bezieht sich etwa jemand wie der australische Philosoph Clive Hamilton auf Heidegger, er wendet ihn allerdings in Richtung Zukunft: Technologie, sagt er, ist die Antwort auf Unordnung, Chaos, Zerstörung. Technologie ist aber auch der Grund für Unordnung, Chaos, Zerstörung.

In diesem Sinn ist er skeptisch einem Denken gegenüber, das „die Erde als ein Objekt sieht, das der Mensch mit technologischen Mitteln manipulieren kann“, dem gottgleichen Wirken des Menschen also, das aus dem Geist der Moderne oder, wenn man will, der Bibel selbst entspringt. „Wie“, fragt Hamilton rhetorisch, „kann ein Denken aussehen, das einen Weg aus diesem Problem weist, wenn →

Haben wir die Pflicht, die Erde zu reparieren? Mit welchen Mitteln? Zu welchem Preis?

BARBARA DOMBROWSKI HAT AUSSERDEM MENSCHEN IN DER MONGOLEI, AUF VANUATU UND IN TANSANIA FOTOGRAFIERT. DIE MENSCHEN UND IHRE LEBENSREALITÄTEN STEHEN IN ALL IHREN FOTO-KUNSTPROJEKTEN IM MITTELPUNKT

→ das Denken selbst das Problem ist?“ Es ist die Ontologie des Anthropozäns, von der Hamilton hier spricht, es ist die Frage, ob die Hybris des Menschen abwendbar ist. „Seien wir ehrlich“, sagt selbst Janos Pasztor, „wir haben keine besonders gute Bilanz, wenn es darum geht, wie wir die Erde behandeln.“

Wir haben aber womöglich auch keine andere Wahl, als uns der Frage zu stellen, ob die Katastrophe, wenn sie abwendbar erscheint, abgewendet werden muss. Zu diesem Schluss kommt Steven Gardiner, Professor an der University of Washington in Seattle und Autor des Buches „A Perfect Moral Storm“, der sich mit den ethischen Dilemmata der Klimaerwärmung beschäftigt. Er spricht lieber von „Werten“ als von einer eher allgemeinen „Ethik“. Die Werte, die etwa beim Geoengineering zum Tragen kommen, sind für ihn verbunden mit Gerechtigkeit und politischer Legitimität: Ist das, was wir heute tun, also gerecht für künftige Generationen? Gibt es einen globalen Konsens über das, was wir tun? Oder werden es einzelne Nationen sein, die ihre eigenen Interessen über die der gesamten Menschheit setzen?

Gibt es das überhaupt, die „gesamte Menschheit“? Und schließt das alle Menschen ein, die noch geboren werden? In der Frage um Klimaerwärmung und Geoengineering kommt man um diese Zukunftsdimension nicht herum. Und die einzelnen Eingriffe, das macht Gardiner klar, lassen sich durchaus auch aus ethischer Sicht danach beurteilen, welche Wirkung sie in der Gegenwart und in der Zukunft haben. Schwefel in die Stratosphäre zu sprühen etwa, so Gardiner, scheint finanziell relativ günstig und ist dabei in den Auswirkungen ziemlich unklar. Es ist also eine Methode, die eher der gegenwärtigen Generation dient, weil die Unsicherheit wieder auf die Zukunft verschoben wird. Kohlendioxid zu entfernen oder abzuscheiden dagegen hat recht hohe Anschubkosten und recht langsame Auswirkungen, scheint dafür aber relativ sicher und damit geeigneter für ein zukunftsgerichtetes Modell von globaler und generationeller Gerechtigkeit zu sein.

Die Wissenschaftler jedenfalls – und auch die Philosophen – sind längst dabei, die Zukunft, wie sie ziemlich unausweichlich mit katastrophaler Wucht und tief greifenden Veränderungen auf uns zukommt, zu durchdenken. Die Politik ist es nicht. Und das, so Janos Pasztor, ist die Gefahr: „Wir brauchen dringend Diskussionen über politische Maßnahmen“, sagt er. Das, so scheint es, ist noch wichtiger als die Fragen nach der technologischen Machbarkeit. ◘

AUTOREN Georg Diez ist Autor und Kolumnist für den Spiegel und Spiegel Online und Mitgründer der digitalen Journalismusplattform 60pages. 2016/2017 war er Nieman Fellow an der Harvard-Universität

Emanuel Heisenberg entwickelte Start-ups zur Tiefengeothermie und zur ökologischen Fernwärmeversorgung. Er berät Ministerien in Fragen der Energieeffizienz und Wärmeerzeugung. Zudem ist er als Publizist tätig

Werden einzelne Nationen ihre Interessen über die der gesamten Menschheit setzen?

Foto: Barbara Dombrowski/laif

Für andere da sein ~~müssen~~ WOLLEN

FAST DIE HÄLFTE DER MENSCHEN IN DEUTSCHLAND ENGAGIERT SICH FÜR DIE GESELLSCHAFT – UND DAS AUF VIELFÄLTIGE WEISE. SIE OPFERN IHRE FREIZEIT, GEBEN GELD ODER SPENDEN GAR IHRE ORGANE

3.812

ADOPTIONEN GAB ES IN DEUTSCHLAND IM JAHR 2015. 1991 WAREN ES NOCH 7.142.

5,3

Milliarden Euro betrug das private Spendenvolumen im vergangenen Jahr.

In Deutschland gibt es rund 23.000 freiwillige Feuerwehren. Die Zahl der Berufsfeuerwehren liegt bundesweit bei

100

857

Menschen haben 2016 nach ihrem Tod Organe gespendet. Hinzu kamen 647 Lebendorganspenden. Derzeit warten hierzulande rund 10.600 Patienten auf ein Spenderorgan.

75 % der 18- bis 29-Jährigen können sich ein ehrenamtliches Engagement im Bereich Pflege laut einer Forsa-Umfrage nicht vorstellen.

11,9 % ***DER DEUTSCHEN ENGAGIEREN SICH LAUT EVANGELISCHER KIRCHE FÜR FLÜCHTLINGE, UNTER ANDEREM MIT DEREN AUFNAHME, GELD- UND SACHSPENDEN ODER SPRACHUNTERRICHT (STAND MAI 2016).***

80.000

Menschen engagieren sich in 668 Ortsverbänden freiwillig im Technischen Hilfswerk (THW). Neben den ehrenamtlichen Helfern sind etwa 1.000 Mitarbeiter hauptamtlich für die Bundesanstalt tätig, um Menschen in Not Hilfe zu leisten.

7.000.000

Stunden Arbeit leisten die ehrenamtlichen Helfer der Deutschen Lebens-Rettungs-Gesellschaft (DLRG) im Jahr. Die DLRG ist die größte freiwillige Wasserrettungsorganisation der Welt.

43,6 %

der Deutschen ab 14 Jahren sind unentgeltlich in einer Bürgerinitiative, einem Sportverein, einer sozialen Organisation oder Ähnlichem aktiv. Am größten ist das Engagement im Bereich Sport und Bewegung mit 16,3 Prozent.

78 %

der 40- bis 59-Jährigen, die einen Angehörigen pflegen, sind auch berufstätig. Von den insgesamt 2,9 Millionen Pflegebedürftigen in Deutschland werden 1,38 Millionen durch Angehörige versorgt.

Warum nicht ~~wählen?~~ LOSEN?

MEHR INNOVATION UND CHANCENGLEICHHEIT? ÜBER DEN ZUFALL ALS ENTSCHEIDUNGSMEDIUM SCHREIBT

BARBARA STOLLBERG-RILINGER IM ESSAY

ANDERS ALS AUF DEM JAHRMARKT BEDEUTET LOSEN IN POLITIK UND GESELLSCHAFT NICHT, SICH VOLLSTÄNDIG DEM ZUFALL AUSZULIEFERN

In der Zeitschrift des Hochschulverbands konnte man vor einigen Jahren eine Polemik gegen „Fehlschaltungen in Berufungsverfahren“ lesen, der in dem Vorschlag gipfelte: Warum nicht losen? Das Zufallsprinzip ermögliche es, die Verkrustungen im Hochschulbetrieb zu durchbrechen. Nur durch das Los lasse sich Chancengleichheit unter den formal gleich qualifizierten Kandidaten herstellen und Patronage ausschließen. Wie bei der biologischen Evolution sorge der Zufall für echte Innovation und führe aus den eingefahrenen Bahnen der normalen Wissenschaft heraus. Nicht nur Darwin, auch Aristoteles wird als Gewährsmann angeführt. Die antike attische Demokratie, die die meisten öffentlichen Ämter durch Los zuteilte, weise den Weg: „Durch das am Ursprung der westlichen Zivilisation erfolgreich praktizierte Losverfahren kann der inneren sklerotischen Selbstbedrohung der Universität begegnet werden.“

Warum also nicht losen? Solche Plädoyers, die man in letzter Zeit auch in politischen Kommentaren häufiger liest, finden spontane Sympathie, vor allem dann, wenn sie als indirekte Polemik gegen die herrschenden Zustände gelesen werden. Denn: Wie intransparent müssen die Seilschaften sein, wie verkrustet die Einflussstrukturen, wie aussichtslos deshalb die Hoffnung auf eine vernünftige Entscheidung, wenn nur noch das Losen hilft? Doch wenn es ernst wird und tatsächlich ein Zufallsmoment in Entscheidungsverfahren eingebaut werden soll, dann stößt das meist auf Skepsis: Soll Wissenschaftsförderung etwa zur Lotterie werden, heißt es dann, soll Demokratie ein Glücksspiel sein? Warum man dem Zufallsprinzip als Entscheidungsverfahren gemeinhin mit Ablehnung begegnet, liegt auf der Hand: Eine Entscheidung auszulosen heißt ja, auf rationales Bewerten und Abwägen der verschiedenen Optionen vollständig zu verzichten. Losen heißt, mit anderen Worten, das Moment der Kontingenz, das in gewisser Weise allem Entscheiden zu eigen ist, dramatisch zu betonen, ja diese Kontingenz geradezu zu inszenieren. Losen ist der Extremfall des Entscheidens. Denn Kontingenz bedeutet ja, dass man immer auch anders entscheiden könnte und dass im Moment des Entscheidens die Richtigkeit der gewählten Option niemals garantiert ist. Das wirft Verantwortungs- und Legitimationsprobleme auf. Entscheiden ist daher immer eine Zumutung. Durch das Losen entzieht man sich dieser Zumutung, indem man das Entscheiden auf einer unverfügbaren Ebene ansiedelt und auf die eigene Handlungsmacht, das Abwägen guter Gründe verzichtet. Das befreit von sozialen Rücksichten, persönlicher Verantwortung, möglichem Gesichtsverlust. Allerdings erscheint es auch als eine Bankrotterklärung rationalen Entscheidens. Wenn, wie der Soziologe Uwe Schimank gesagt hat, der Glaube an die Rationalität menschlicher Entscheidungen die letzte Heilige Kuh der Moderne ist, dann ist klar, wieso wir gegenüber Zufallsverfahren so skeptisch sind und Plädoyers für das Los zunächst einmal als ironische Form der Kritik und nicht als seriösen Vorschlag verstehen.

Soll Wissenschaftsförderung zur Lotterie werden, Demokratie ein Glücksspiel sein?

Dagegen richten sich in den letzten Jahren verschiedene politikwissenschaftliche Ansätze, die versuchen zu zeigen, dass das Losen keineswegs so irrational ist, wie es auf den ersten Blick scheint. Auch der Verzicht auf vernünftiges Abwägen kann unter bestimmten Umständen seinerseits durchaus vernünftig sein. Das ist der Fall, wenn ein Patt zwischen mehreren völlig gleichwertigen Optionen besteht oder wenn umgekehrt die →

Foto: Alamy Stock Photo

→ Alternativen vollkommen inkommensurabel sind, das heißt überhaupt nicht gegeneinander abgewogen werden können, oder aber wenn es zwingend geboten ist, überhaupt zu entscheiden, obwohl Zeit und Ressourcen für rationales Abwägen nicht zur Verfügung stehen.

Ob die Entscheidung, den Zufall entscheiden zu lassen, ihrerseits vernünftig ist, hängt nicht zuletzt von der jeweiligen Rahmung ab. Losen bedeutet ja nicht einfach, dass sich die Beteiligten vollständig dem Zufall ausliefern. Das Los ist vielmehr „organisierter Zufall" (Barbara Goodwin), und auf die jeweilige Organisation des Zufalls kommt es an. Es geht darum, auf welche Frage genau der Zufall eine Antwort geben, also zwischen welchen Optionen durch das Los Chancengleichheit hergestellt werden soll, und in welchem Stadium eines Verfahrens der Zufall eingeschaltet wird. Vorausgesetzt ist dabei natürlich, dass alle Beteiligten sich der Losentscheidung im Voraus unterwerfen. Unter diesen Bedingungen kann der Zufall durchaus ein strategisch nutzbares Element in kollektiven Entscheidungsverfahren sein. So ist für verschiedene Institutionen von der Ebene der EU bis hinunter zu den Kommunen vorgeschlagen worden, dass durch Los ausgewählte Bürger besondere Beratungsgremien bilden sollten, um die basisdemokratische Teilhabe zu stärken und dem grassierenden Misstrauen gegen die politischen Eliten den Wind aus den Segeln zu nehmen. Und derzeit erwägt die Volkswagenstiftung, in ihre Entscheidungsverfahren zur Vergabe wissenschaftlicher Fördermittel Elemente der „Randomisierung" einzubauen, um riskanten Projekten bessere Chancen zu geben und Klientelismus auszuschalten, aber auch um Ablehnungen sozial erträglicher zu machen.

Losen ist der Extremfall des Entscheidens

Die Geschichte der europäischen Vormoderne hält einen erstaunlich großen Fundus von Beispielen für Entscheidungsverfahren bereit, bei denen auf das Los zurückgegriffen wird. Dabei handelte es sich zumeist gerade nicht – wie man meinen könnte – um ein Verfahren, den göttlichen Willen zu ermitteln. Das „Sortilegium" war vielmehr seit dem 13. Jahrhundert nach römischem Kirchenrecht ausdrücklich verboten. Es galt als sündhafte, ja magische Praktik, mit der man Gott nötige, etwas zu offenbaren, das er nicht von sich aus offenbart habe. Das Losen galt nur dann als erlaubt, wenn es aus rein pragmatischer menschlicher Übereinkunft erfolgte und Gott ganz aus dem Spiel ließ. Das schloss zwar nicht aus, dass die Menschen beim Losen trotzdem gern an übernatürliche Mitwirkung glaubten. Doch darauf kam es bei den Verfahren nicht an.

Das Los wurde zum Beispiel bei der Verteilung von Gütern oder Lasten eingesetzt: Welcher von mehreren gleichberechtigten Erben bekommt welches Stück Land? Oder: Welcher Arzt wird während einer Pestepidemie zu den Kranken geschickt? Oder auch: Welcher Soldat wird pars pro toto hingerichtet, wenn die ganze Truppe den Befehl verweigert hat? Am häufigsten kamen Loselemente bei der Besetzung von öffentlichen Ämtern zum Einsatz. Die Stadtrepubliken Venedig und Florenz sind nur die berühmtesten, aber keineswegs die einzigen Beispiele dafür. Gelost wurde zum Beispiel auch in Osnabrück und Münster, in Minden und Unna, in Utrecht, Rotterdam und Deventer, in Bern, Basel und Genf, in Bremen,

Barbara Stollberg-Rilinger lehrt seit 1997 als Professorin für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Münster. Ab August 2018 ist sie außerdem Rektorin des Berliner Wissenschaftskollegs. Für ihre Forschung wurde sie vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Leibniz-Preis im Jahr 2005.

Foto: PR

Hamburg und Frankfurt am Main. Das Losen war dabei keineswegs, wie Aristoteles einst meinte, ein Zeichen demokratischer Gleichheit. Denn der gezielte Einsatz des Zufalls bedeutete nicht, dass die Verfahren als Ganze sich der Steuerung und Kontrolle der Eliten entzogen. Auf die spezifische Rahmung kam es an; sie machte die Kontingenz des Losverfahrens insgesamt beherrschbar. Bei den jährlich stattfindenden Bürgermeister- und Ratswahlen in den vormodernen Städten handelte es sich im Kern fast immer um Rotations- und Kooptationsverfahren innerhalb eines festen Kreises von Ratsfamilien, nicht etwa um freie Wahlen, bei denen unter allen Bürgern gleichermaßen gelost worden wäre. Es gab vielmehr zahllose Varianten, die sich aus allen erdenklichen Kombinationen von Wahl- und Loselementen zusammensetzten, Verfahren von mitunter schwindelerregender Komplexität. Typischerweise wurden aus einem bestehenden Gremium einzelne Wahlmänner ausgelost, die dann ihrerseits Kandidaten nominierten, unter denen erneut ausgelost oder ausgewählt wurde. Bezeichnend ist, dass Zufallselemente meist in Situationen der Krise eingeführt wurden, wenn die städtische Aristokratie durch innere Parteiungen zerrissen war und ihre Legitimität von der gemeinen Bürgerschaft infrage gestellt wurde. Das Zufallsprinzip sollte helfen, Korruption auszuschließen und die Spaltung in verschiedene Faktionen zu beenden. Die Verfahren wurden so eingerichtet, dass niemand zu Beginn wissen konnte, wer am Ende tatsächlich wählen durfte. Auf diese Weise sollten Wahlabsprachen, Drohungen und Stimmenkauf verhindert werden. Doch tatsächlich wurden trotz noch so komplizierter mehrstufiger Verfahren letztlich meist Mitglieder der alten Ratsfamilien gewählt. Eine Öffnung des Kreises fand fast immer nur in streng kontrollierter Weise statt. Insgesamt, so scheint es, diente der gezielte Einsatz des Zufallsprinzips dazu, die angegriffene Legitimität der politischen Eliten zu stärken, nicht aber dazu, ihnen die Herrschaft aus der Hand zu nehmen.

Es geht darum, zwischen welchen Optionen durch das Los Chancengleichheit hergestellt werden soll

Auch im akademischen Feld gab es in der Frühen Neuzeit einige wenige Fälle von Losverfahren. Das erstaunlichste Beispiel ist Basel, wo, ebenfalls nach scharfen Angriffen der Bürger auf die verkrustete städtische Familienwirtschaft, im Jahr 1718 das Los für fast alle Verfahren zur Besetzung öffentlicher Ämter eingeführt wurde – auch für die Professuren der Universität. Das Berufungsverfahren sah fortan so aus, dass zunächst das Rektorat bestimmte, welche Kandidaten für eine Stelle überhaupt qualifiziert waren. Dann trat eine Berufungskommission aus städtischen Amtsträgern und Professoren zusammen und spaltete sich mittels Los in drei gleich große Gruppen auf. Jede dieser Gruppen ermittelte durch geheime Mehrheitsabstimmung jeweils einen Kandidaten für die Professur, und am Ende entschied das Los zwischen diesen drei Kandidaten. Dieses Verfahren blieb über mehr als ein Jahrhundert nahezu unverändert und war erstaunlich unumstritten – obwohl es dazu geführt hatte, dass keinem Geringeren als Leonhard Euler eine Professur in Basel versagt worden war. Das kommt davon, wenn man den blinden Zufall an die Stelle rationaler Auswahl treten lässt, könnte man meinen. Allerdings war der Ausschluss des genialen Mathematikers gar nicht dem Fall des blinden Loses anzulasten – das Rektorat hatte ihn schon vorher aufgrund einer Qualitätsprüfung ausgeschlossen. Weniger rational hätte das Los auch nicht entscheiden können. ◻

Fächerüber-~~greifend~~ WINDEND lernen

POSITIVE LERNERFAHRUNGEN STÄRKEN DAS SELBSTBEWUSSTSEIN UND DIE EIGENSTÄNDIGKEIT. DIE RICHTSBERG-GESAMTSCHULE IN MARBURG LEBT VOR: WER WIRKLICH LEISTUNG WILL, MUSS DEN MENSCHEN INS ZENTRUM STELLEN

„Ist die Welt eine Kommode?“ Thomas Ferber, Schulleiter der Richtsberg-Gesamtschule (RGS) in Marburg, erhebt die Stimme, um sich gegen das Geschirrklappern in der Schulkantine zu behaupten. „Nein! Und trotzdem tut Schule immer noch so, als ließe sich die Wirklichkeit in Fächer einteilen. Wir müssen dieses Denken in Schubladen überwinden.“ Die integrative und inklusive Gesamtschule liegt auf dem Richtsberg, in einem nicht eben überprivilegierten Stadtteil. „Wir sind keine Brennpunktschule“, betont Lehrer und Schulleitungsmitglied Peter Driehsen, an der RGS zuständig für Partizipationsprojekte. Tatsächlich kommen von den 550 Schülern ein Drittel aus dem Stadtteil, die anderen aus der Kernstadt sowie weiteren Ortsteilen Marburgs. Aber warum schickt man sein Kind auf den Richtsberg in die Schule?

Der äußere Eindruck liefert keine Antwort. Wer in den 1980er-Jahren zur Schule gegangen ist, fühlt sich dahin zurückversetzt. Aber im Inneren des Gebäudes fallen erste Unterschiede auf: Die Wände sind bunt bemalt, doch ohne Anzeichen von überbordendem Vandalismus. Und dafür, dass gerade Unterrichtszeit ist, ist es erstaunlich laut, ohne chaotisch zu sein. Das liegt, und hier wird es seltsam, auch an den offenen Türen der Klassenräume. Offene Klassenzimmer, selbst organisiertes Lernen, Fächereinteilung überwinden: Ist die RGS eine der letzten Brutstätten antiautoritärer Reformpädagogik, die überlebt hat, weil sie unter dem Radar fliegt?

Keineswegs, hier zieht keiner den Kopf ein: Seit 2015 ist die RGS zertifizierte „Kulturschule“ im gleichnamigen Landesprogramm des Hessischen Kultusministeriums. Die Stiftung Mercator unterstützt das Programm im Rahmen ihres Projekts „Kreativpotentiale“. „Die Bedingungen für Kulturschulen sind klar formuliert“, erläutert Cornelia Picht, die Kulturschulkoordinatorin der RGS. „Das erklärte Ziel ist es, jedem Kind das Entdecken seiner Kunst zu ermöglichen, auch im Mathematik- oder Physikunterricht.“ Das klingt zunächst nach anthroposophischem Zahlen-Tanzen. „Das liegt daran, dass jedem beigebracht wird, dass bei Naturwissenschaften der Spaß aufhört und der Ernst des Lebens beginnt“, erklärt Driehsen, der hier seit 2000 unterrichtet. „Doch warum soll dort unmöglich sein, was vom Deutschunterricht längst erwartet wird?“ Neu an die RGS kommende Lehrer müssen diesen „Kulturschock“ erst einmal verkraften: In Fachforen und Fortbildungen erlangen sie ein Gespür für ästhetische Bildungszugänge, überwinden eigene Ängste.

Diese Idee von Schule erzeugt ein enormes Niveau: Im Herbst steigt eine Projektwoche zum Thema „Metamorphosen“. Hier trifft von Biologie bis Literatur alles aufeinander, was sich wandelt und diese Schule ausmacht: kreuz und quer unterrichten mit klarem Fokus auf die bekannten und zu entdeckenden Stärken der Schüler. „Schließlich unterrichten wir nicht Fächer, sondern Kinder. Wir helfen ihnen, sich auf ein Leben als verantwortungsvolle Erwachsene vorzubereiten“, sagt Schulleiter Ferber. Da erscheint es sinnvoll, →

LINKS: DIE GRAFFITI-KUNST AM SCHULGEBÄUDE IST HAUSGEMACHT

OBEN: TISCHTENNIS UND KLETTERN IN DEN PAUSEN

RECHTS: OFFENE BLICKE, OFFENE GEISTER, OFFENE TÜREN – SCHULLEITER FERBER SAGT „HALLO“

Fotos: Lemrich/Agentur Focus

→ dass von Anfang an „Berufsorientierung (BO)“ auf dem Stundenplan steht. Spielerisch wird erkundet, wer was gut kann oder können möchte. „Wir verbringen viel Zeit mit unseren Schülern“, sagt Driehsen, der neben Deutsch, Gesellschaftslehre, Kunst, Sport und BO auch Ethik unterrichtet. „Entscheidend aber ist unsere Haltung. In unserem Lehrer-Leitbild verpflichten wir uns, neue musische Zugänge zu eröffnen und Partizipation zu ermöglichen.“

Doch Partizipation muss gelernt werden. Wer besondere Aufgaben übernimmt, weiß, dass verpasster Unterrichtsstoff nachzuarbeiten ist. Leistung muss sein. Das gilt auch für Anna-Lena, Sina und Maja, die als „Catering-Team“ angemeldete Schulbesucher im Besprechungsraum mit einem leckeren Frühstücksbuffet und frischem Kaffee überraschen. Sie sind schüchtern, servieren aber wie die Profis. Später wollen sie auf jeden Fall berühmt werden. Einstweilen sammeln sie positive Rückmeldungen als Caterer, denn Besucher gibt es an der RGS viele. Diese werden nach dem Imbiss von „School Guides“ durch das Gebäude geführt. In diesem Falle ist es der 15-jährige Max, der anscheinend jeden Fleck an jeder Wand kennt und dazu so eloquent und gewitzt parliert, dass man nicht glauben mag, dass er als Mensch mit einem atypischen Autismus in Sinne eines Aspergersyndroms noch vor fünf Jahren kaum zu ungezwungener und reaktionsschneller Kommunikation in der Lage war.

Neben den Besonderheiten als „Kulturschule“ ist auch die Organisation des Ganztagsangebots originell und intelligent. Anstelle der üblichen Aufteilung in Unterrichtsvormittag und Unterhaltungsnachmittag wird das Schulleben gut durchgemischt: Schon in der ersten Pause können Schüler für 30 Minuten im selbst verwalteten und bestens ausgestatteten Musikraum am selbst geschriebenen Song feilen oder im Theaterraum das neue Stück proben. Alles steht an seinem Platz, und los geht’s; manchmal schon vor Unterrichtsbeginn, dafür wird extra früher aufgeschlossen. Nach dem zweiten Doppelstundenblock gibt es eine 80-minütige Pause: Während die Klassenstufen 5, 7 und 9 zuerst in der Kantine essen und danach den zuvor gewählten Angeboten nachgehen, ist in den Klassen 6, 8 und 10 die zeitliche Reihenfolge umgekehrt, bevor dann noch mal alle in den Unterricht gehen.

Zu Beginn jedes Halbjahres wählen die Schüler, welche Ganztagsangebote sie nutzen wollen. Bei deren Umsetzung sind auch externe Partner involviert. Studierende von der Rock Pop Jazz Akademie Mittelhessen, einer Musikhochschule in Gießen, bieten eigene Kurse an, und manche Angebote werden auch von Schülern selbst gestaltet. „Das ist dann Teamarbeit auf Augenhöhe“, schmunzelt Driehsen. Manchmal sogar mehr als das: Einer der Schüler hat bereits professionelle Graffiti-Aufträge ausgeführt. Da muss sich auch ein Lehrer mal etwas sagen lassen. „Wenn die Schüler die Richtsberg-Gesamtschule nach der zehnten Klasse verlassen, wissen sie ziemlich gut, was sie wollen

OBEN: DIE SCHÜLERBAND GEWÄHRT SCHULLEITER THOMAS FERBER (BASSGITARRE) UND PETER DRIEHSEN (SCHLAGZEUG) MUSIKALISCHES ASYL

RECHTS: MAJA, ANNA-LENA UND SINA (V. L.) VOM „CATERING-TEAM“ SERVIEREN BESUCHERN EIN SELBST ZUBEREITETES FRÜHSTÜCK

UNTEN: „SCHOOL GUIDE“ MAX STELLT SELBSTBEWUSST SEINE SCHULE VOR

Fotos: Lêmrich/Agentur Focus

und wie sie es schaffen. Das ist es, was Schule erreichen will“, so Ferber.

In einem Bereich haben Schüler wortwörtlich die Regie übernommen. Die „Light & Sound Crew“ stellt seit Jahren die Beleuchtung und Beschallung sämtlicher Schulveranstaltungen sicher. Das aktuelle Team besteht aus Michael, Jan, Leon und Florian. Die 14- und 15-Jährigen schauen mindestens einmal am Tag in „ihrem“ Raum nach dem Rechten. Sie verwalten und reparieren die professionellen Gerätschaften, organisieren den Aufbau und Soundcheck, führen Jüngere geduldig an die verantwortungsvolle Aufgabe heran. „Interesse an Licht- und Tontechnik“ ist deren gängige Motivation. Was sie nicht sagen: Teil dieser Crew zu sein, ist megacool! Sechs bis sieben Veranstaltungen machen sie im Jahr, dazu kommen Anfragen von außen. Wiebke Struckmeier begleitet als Lehrerin das Ganze im Hintergrund: „Ich halte den Schülern den Rücken frei, rede mit Kollegen, wenn Unterricht versäumt wird, und ich bin der Fahrdienst.“

Leidet bei so viel Partizipation nicht der Unterricht? „Nö“, entgegnet Ferber entschieden: „Tatsächlich heben wir viele Schüler um einen Standard nach oben und können am Ende der 9. Klasse bei vielen Inklusionsschülern den Förderbedarf aufheben. Hauptschüler kommen bei uns auf Realschul- und Realschüler auf Gymnasialniveau. Wer dieses Ziel anstrebt, muss den Menschen ins Zentrum stellen.“ Nicht umsonst kooperiert die RGS mit der Philipps-Universität Marburg: Diese schickt angehende Lehrer zum „forschenden Lernen“ auf den Richtsberg.

Man merkt, wie wohl sich die Kinder hier fühlen – ganz gleich, welches Päckchen sie zu tragen haben. In der Kantine spricht Ferber zwei vorbeilaufende Fünftklässlerinnen an. Ihnen gefalle es sehr gut hier, antworten sie ohne Scheu. Ihre Freundinnen an anderen Schulen seien weniger glücklich. „Bei uns an der RGS sind alle verschieden und werden so akzeptiert. Auf diese Weise vermitteln wir ein anderes Menschenbild als an Schulen, in denen jedes Jahr Schüler scheitern“, sagt Ferber, und man spürt seinen Stolz. Wer mag ihm das verübeln?

AUTOR Matthias Heitmann liefert in seinen Publikationen, Seminaren und Auftritten gute Gründe für Optimismus und verjagt so den negativen Zeitgeist. Sein Bühnenprogramm „Zeitgeisterstunde“ feierte im Oktober Premiere in Frankfurt

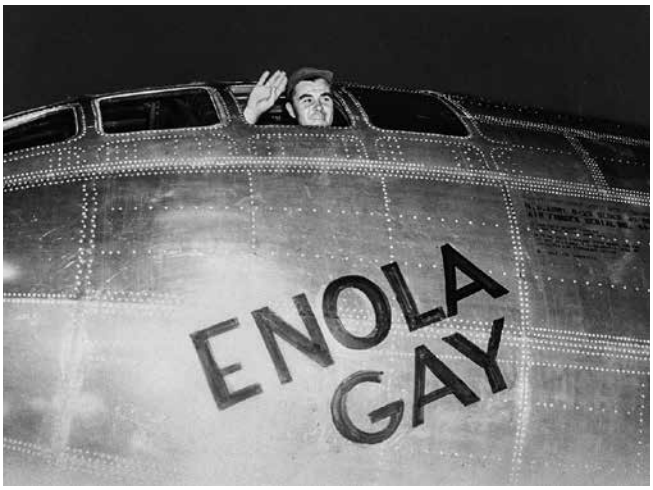
www.stiftung-mercator.de/kreativpotentiale

NACHWUCHSSCHAUSPIELER TASTEN SICH AN EINER GEDACHTEN MAUER ENTLANG UND SUCHEN DAS SCHLUPFLOCH

ZOCKEN In der Show „Wer wird Millionär“ kämpfen die Kandidaten mit Wissenslücken und gegen Moderator Günther Jauch, der sie gerne verunsichert. Warum nicht die schon erspielten 16.000 Euro behalten? 13 Kandidaten wagten alles und lösten die Millionenfrage.

ABHAUEN Rübermachen – das taten nicht nur 4,4 Millionen DDR-Bürger in die BRD. 500.000 Menschen gingen auch den umgekehrten Weg. In den 1960er-Jahren gab es im sozialistischen Staat zum Beispiel 17 Lager für Einwanderer. Im Bild: Westdeutsche im Aufnahmeheim Eisenach.

Fotos: action press, Bluebird/Interfoto



ABWERFEN Paul Tibbets steuerte den B-29-Bomber „Enola Gay“, der die Atombombe auf Hiroshima abwarf. Etwa 70.000 Menschen waren sofort tot. Gewissensbisse hatte Tibbets nach eigener Aussage nie, da dadurch der Krieg beendet und viele Leben verschont worden seien.

ENTHALTEN Diese jungen Damen sind trotz weißer Kleider nicht auf ihrer eigenen Hochzeit. Sie nehmen an einem Reinheitsball in Colorado teil. Auf solchen christlichen Veranstaltungen in den USA versprechen Mädchen ihren Vätern, bis zur Hochzeit auf Sex zu verzichten.

Fotos: Time Life Pictures, Reuters

Eine Wahl ~~haben~~ TREFFEN

Fotos: James Bridle, imago

REINFALLEN Künstler James Bridle führt vor, wie sich selbstfahrende Autos einfangen lassen könnten: mit gemalten Kreisen. Die äußere, nicht durchgezogene Linie überfahren sie. Doch im Kreis angekommen, gibt es keinen Ausweg. Die durchgezogene Linie warnt: nicht queren!

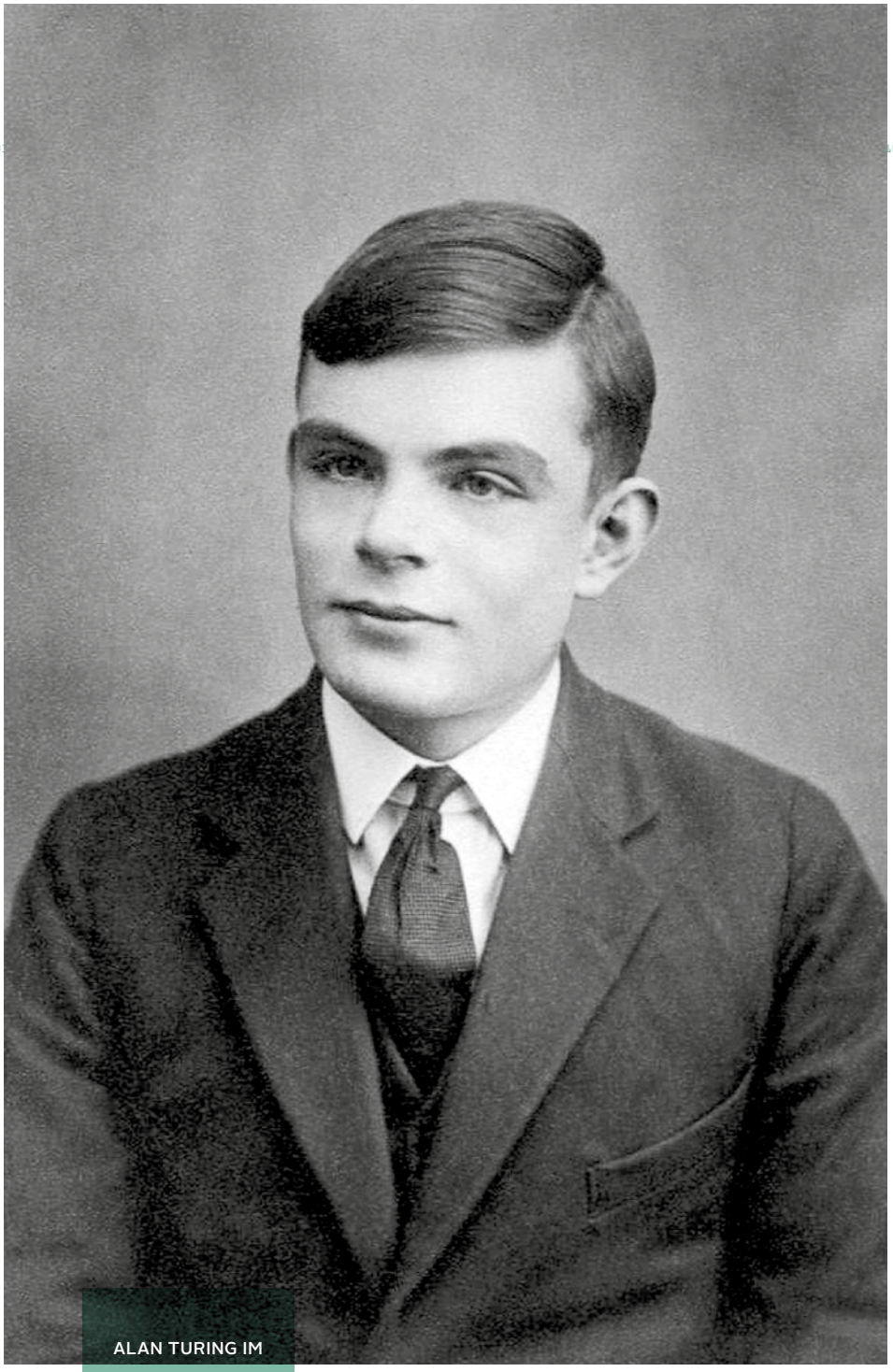
GEWINNEN Eine relativ junge Geschichte hat das Elfmeterschießen: Erst 1970 erfand es der deutsche Schiedsrichter Karl Wald. Zuvor wurde bei Gleichstand eine Münze geworfen. Im ersten Elfmeterschießen von internationaler Bedeutung scheiterte Uli Hoeneß im EM-Finale 1976.

Fotos: AFP/Getty Images, action press

BLEIBEN Das Leben geht weiter inmitten einer zerstörten Stadt. Vier Jahre lang wütete der Bürgerkrieg im syrischen Aleppo, rund 31.000 Menschen wurden getötet, Zehntausende Gebäude sollen beschädigt sein. So auch jenes, vor dem dieser ältere Herr Tischdecken verkauft.

GLAUBEN Ludovic-Mohamed Zahed ist Imam – und schwul. Letzteres ist für viele Muslime eine Sünde. Doch über den Koran sagt er: „Nirgendwo wird Homosexualität verurteilt." Deswegen gründete er Europas erste Moschee für Schwule und Lesben in Paris und traut Homo-Paare.

ALLES AUFS SPIEL SETZEN ODER AUF NUMMER SICHER GEHEN, VERHARREN ODER FLIEHEN, TRADITIONEN BEIBEHALTEN ODER NEUES WAGEN? ACHT GESCHICHTEN ÜBER DAS TREFFEN VON ENTSCHEIDUNGEN



ALAN TURING IM ALTER VON 16 JAHREN AN DER INTERNATSSCHULE

Foto: ullstein bild

SEHNSUCHT ~~Berechenbarkeit~~ zwischen 1 und 0

KÖNNEN MASCHINEN DENKEN? FÜR COMPUTER-PIONIER ALAN TURING WAR DIESE FRAGE MEHR ALS EIN ENTSCHEIDUNGSPROBLEM

Die Dinge bleiben. Da ist das Foto in seiner Tasche. Das Labor. Das Teleskop. Der Schlafsack, in dem er jetzt liegt – Christophers Schlafsack. Christophers Teleskop, Christophers Labor, Christophers Foto. Die Dinge bleiben. Aber der Freund ist tot. Die Liebe seines Lebens, seine erste Liebe, ist Alan Turing geraubt worden, gestorben im Alter von gerade mal 19 Jahren. Wo ist der Geist hin, mit dem er so leidenschaftlich über mathematische Probleme und naturwissenschaftliche Rätsel diskutiert hat, dem er nachgeeifert, dessen Nähe er so genossen hat? Wie kann der verschwunden sein, der ihn so inspiriert hat? Hier im Clock House, Christopher Morcoms Elternhaus, scheint der Freund irgendwie noch da zu sein, inmitten all der Dinge, die mit ihm verbunden waren. Das große Landhaus in der Grafschaft Worcestershire im Jahr 1932 – Alan ist gern hier. Er muss Antworten finden. Was macht die Persönlichkeit, den Geist eines Menschen aus? Vor allem: Ist sie notwendigerweise an den Körper gebunden?

EINSAMKEIT

Alan Turing wird am 23. Juni 1912 in London geboren. Er wächst zunächst mit seinem älteren Bruder John bei einer Pflegefamilie in England auf, da die Eltern wegen der Berufstätigkeit des Vaters, eines Kolonialbeamten, in Indien leben. Schon früh zeigen sich Alans Begabungen, doch während der Schulzeit werden diese zunächst wenig gewürdigt.

Als kleiner Junge hat Alan Turing manchmal seine zerbrochenen Spielzeugmatrosen in der Erde vergraben. Ein Experiment. Vielleicht würden sie ja wieder zusammenwachsen. Niemand hat ihn damals verstanden. Alans naturwissenschaftlicher Tatendrang wird als Spleen abgetan. Daran ändert sich später auch auf der Sherborne School nicht viel, der Internatsschule, die er von 1926 bis 1931 besucht. Statt den Schulstoff zu lernen, widmet er sich den Dingen, die ihn wirklich interessieren. Einsteins Relativitätstheorie zum Beispiel, dem Sternenhimmel oder chemischen Experimenten. Mit Disziplin und Schultraditionen, Gruppenritualen und Mannschaftsspielen kann er sich nicht anfreunden. Seine Lehrer sind einigermaßen ratlos: „Wenn er nur ein wissenschaftlicher Spezialist werden soll, verschwendet er seine Zeit an einer Privatschule."

Turing lebt in seiner eigenen Welt, in der er mit verblüffender Unbekümmertheit und Pragmatik auf Herausforderungen und Probleme reagiert. Als an seinem ersten Schultag ein Generalstreik den Bahnverkehr lahmlegt, fährt der 14-jährige Alan kurzerhand allein mit dem Fahrrad die 60 Meilen nach Sherborne – und steigt unterwegs im besten Hotel am Weg ab. Erwartungen anderer interessieren ihn nicht, vor allem dann nicht, wenn er etwas entdeckt, was seine ganze Aufmerksamkeit erfordert: Dann schaut er beim Hockeyspiel lieber Gänseblümchen beim Wachsen →

→ zu, statt mit den Mitschülern um den Ball zu kämpfen. Widmet sich der höheren Mathematik, statt die Grundlagen zu büffeln. Oder löst heimlich Algebra-Aufgaben im Religionsunterricht.

Turing ist ein denkbar ungeeigneter Kandidat für ein System, das Korpsgeist und Anpassung fordert. Und das eine ordentliche Handschrift und einen sauberen Hemdkragen höher schätzt als naturwissenschaftliche Neugier und mathematische Höhenflüge. „Er ist die Art von Junge, die in jeglicher Schule oder Gemeinschaft eher ein Problem darstellt", schreibt Sherbornes Schulleiter im zweiten Jahr. „In mancher Hinsicht eindeutig antisozial."

Aber es gibt in Sherborne einen, der ihn schließlich ernst nimmt und ihm hilft, seinen Frieden mit den Erwartungen des Systems zu machen: Christopher Morcom. Er ist ein Jahr älter, wohnt in einem anderen Haus des Internats und teilt Alans Leidenschaft für die Wissenschaft. Doch für Alan ist Christopher mehr als nur ein Schulfreund, der zufällig die gleichen Interessen hat. Er ist sein Weg aus der Einsamkeit, die ihn schon seit seiner Kindheit begleitet hat – und eine Offenbarung. Alan verliebt sich in den schmächtigen blonden Jungen, aber er behält seine tiefen Gefühle für sich.

Stattdessen diskutieren sie über Relativität, zeigen einander den Sternenhimmel oder tauschen Notizen über chemische Experimente und mathematische Probleme aus. Alan eifert Christopher nach, auch seine schulischen Leistungen werden besser, irgendwann, so hofft er jetzt, würde er vielleicht mit Christopher am gleichen College studieren und forschen können. Gemeinsam verbringen sie eine Woche in Cambridge, um die Stipendienprüfungen für die Universität zu absolvieren. Frei von den Zwängen des Schulsystems verbringt Alan Turing die glücklichste Woche seines Lebens, wie er später erklärt. Christopher gewinnt eines der College-Stipendien. Alan will es im nächsten Jahr noch mal versuchen.

Doch Christopher Morcom tritt sein Studium in Cambridge nicht an. Er stirbt am 13. Februar 1930 an den Folgen einer Rindertuberkulose, die er sich als Kind durch den Verzehr von infizierter Kuhmilch zugezogen hat. Der Schock der Todesnachricht lässt Alan fast zu Boden gehen, beobachtet ein Schulkamerad. Dann aber gewinnt jene Mischung aus Eigenwilligkeit und Pragmatik die Oberhand, mit der Alan Turing sich den Herausforderungen des Lebens stellt: „Ich bin mir sicher, dass ich Morcom irgendwo wiedertreffen werde und dass es Arbeit für uns zusammen geben wird", schreibt er drei Tage nach Morcoms Tod. Nun dürfe er ihn nicht im Stich lassen, sondern müsse „genauso viel Energie hineinstecken, ... wie wenn er noch da wäre."

Bei seinen Besuchen im Clock House und den Gesprächen mit Christophers Mutter wird Alan Turing konkreter: „Persönlich denke ich, dass der Geist wirklich ewig mit der Materie verbunden ist, aber sicher nicht immer durch dieselbe Art von Körper." Als tröstender Gedanke reicht ihm das aber nicht. Er ist jetzt 20 Jahre alt, studiert inzwischen Mathematik am King's College in Cambridge – es muss wissenschaftliche Gründe geben, um eine solche Hoffnung zu rechtfertigen.

Besonders sein Lieblingsbuch aus Kindheitstagen hat in Alan Turing ein Bild vom Leben installiert, das ihn nicht mehr loslässt: „Denn natürlich ist der Körper eine Maschine", steht da in Edwin Brewsters „Natural Wonders Every Child Should Know", einem naturwissenschaftlichen Einführungsbuch für Kinder. Der Körper sei nichts anderes als „eine ungeheuer komplexe Maschine ... aber dennoch eine Maschine." Konstruiert aus „kleinen lebendigen Bausteinen". Eine Maschine, die Energie benötigt, um Aufgaben zu erledigen, die wie in einer Telefonzentrale koordiniert werden. Und Kinder gingen vor allem deshalb zur Schule, um im noch wachsenden Gehirn jene „Thinking Spots" oberhalb des linken Ohrs auszubilden, die sie später benutzen müssten.

Für den jungen Turing sind Fragen von Geist und Verstand, von Persönlichkeit und Tod und Leben vor allem eins: →

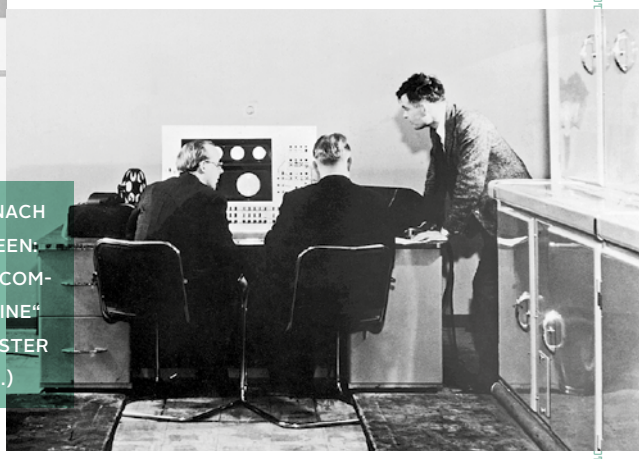
MEISTERSTÜCK

Mit der Entschlüsselung der deutschen Enigma-Maschine und seiner Arbeit in Bletchley Park, dem Stützpunkt der britischen Government Code and Cypher School, hilft Turing entscheidend mit, den Zweiten Weltkrieg zu verkürzen. Es ist diese Arbeit, die ihn sehr viel später auch außerhalb von Mathematiker- und Informatikerkreisen bekannt macht. Berühmt wird auch der von ihm entworfene Turing-Test, bei dem ermittelt wird, ob eine Maschine das Denkvermögen eines Menschen zeigen kann.

ALAN (2. V. L.) NEBEN BEN DAVIS, SEINEM MATHELEHRER AN DER SHERBORNE SCHOOL

DIE INTERNATSSCHULE IN SHERBORNE IM SÜDWESTEN ENGLANDS (R.). TURING NAHM AUCH AN LAUFWETTBEWERBEN TEIL

Foto: Sherborne School (2), Science Photo Library



COMPUTER NACH TURINGS IDEEN: „AUTOMATIC COMPUTING ENGINE“ (L.), MANCHESTER MARK I (R.)

→ Konstruktionsprobleme. „Wenn der Körper stirbt, ist der ‚Mechanismus‘ des Körpers, der den Geist hält, verschwunden“, erklärt er Christophers Mutter. „Der Geist findet früher oder später einen neuen Körper, vielleicht sofort.“ Tatsächlich glaubt Turing, dass ihm sein Freund irgendwie noch nahe ist, ihm immer noch hilft.

Viel mehr noch hilft ihm aber die liberale Atmosphäre an seiner neuen Wirkungsstätte: Das King’s College ermutigt seine Mitglieder, selbstständig zu denken, überkommene Antworten zu hinterfragen. Homosexualität wird nicht als „Sünde“ oder „Unzucht“ gesehen, anders als außerhalb der Universitätsmauern. Und Turing hat endlich die Freiheit, sich überwiegend den Fragen zu widmen, die ihn wirklich interessieren. Es sind vor allem Fragen der theoretischen Mathematik und der Physik, insbesondere die nach der Wahrheit. Für Turing muss Wissenschaft vor allem wahr sein, egal ob sie tröstlich oder nützlich ist.

UNRECHT

Verurteilt wegen gleichgeschlechtlicher Sexualkontakte, muss Turing sich 1952 einer chemischen Kastration unterziehen und erkrankt daraufhin an einer Depression. Späte Gerechtigkeit erfährt Turing erst lange nach seinem Tod. Im Jahr 2009 bittet Premierminister Gordon Brown im Namen der britischen Regierung um Entschuldigung: „We're sorry, you deserved so much better.“ Vier Jahre später wird Turing von Queen Elizabeth II. begnadigt.

Er findet neue Freunde, macht in einem Ruderclub mit, kauft sich eine gebrauchte Geige. Er tritt der Anti-Kriegs-Bewegung bei, rennt Langstreckenläufe, absolviert die Universitätsprüfungen. Und lässt sich zu Weihnachten von seinen Eltern einen Teddybären schenken. Er interessiert sich für die Quantenmechanik – und dafür, welche physikalischen Prozesse im Gehirn Gedanken erzeugen. In seinem Zimmer in Cambridge hängt ein Foto von Christopher.

Alan Turing ist gerade mal 22 Jahre alt, als er zum Fellow am King’s College berufen wird: Jetzt kann er wirklich tun, was er will. Er hat keine Verpflichtungen, freie Kost und Logis und ein Stipendium von 300 Pfund pro Jahr. Aber auf welches mathematische Problem soll er sich nun konzentrieren?

Tatsächlich gibt es eine Aufgabe, bei der Turing all das einbringen kann, was ihn antreibt: Hilberts Entscheidungsproblem. Es geht darum herauszufinden, ob es ein Verfahren gibt, das für jede mathematische

Fotos: Science Photo Library, ullstein bild

Aussage entscheidet, ob sie beweisbar ist oder nicht. Der Göttinger Mathematiker David Hilbert hat es 1928 so formuliert: „Das Entscheidungsproblem ist gelöst, wenn man ein Verfahren kennt, das bei einem vorgelegten logischen Ausdruck durch endlich viele Operationen die Entscheidung über die Allgemeingültigkeit beziehungsweise Erfüllbarkeit erlaubt." Das Entscheidungsproblem müsse, so Hilbert, als das Hauptproblem der mathematischen Logik bezeichnet werden. Im Grunde ist es ein altes Problem, das schon Leibniz beschäftigte. Die Mathematiker sprechen von einem „mechanischen Verfahren" im Zusammenhang mit dem Entscheidungsproblem, einer genau definierten Abfolge von Handlungsschritten zur Lösung einer Aufgabe …

Ein mechanisches Verfahren? Wahrheit? Die Frage, wie Denken funktioniert? Mit der ihm eigenen Pragmatik und Unbekümmertheit geht Alan Turing nun auch das Entscheidungsproblem an. An einem Nachmittag im Frühsommer 1936 kommt ihm die Idee, er liegt auf einer Wiese in der Nähe von Grantchester, macht eine Pause von seinem Langstreckenlauf. Wenn die Frage ist, ob es ein „mechanisches Verfahren" gibt, mit dessen Hilfe sich alle mathematischen Fragestellungen entscheiden lassen, dann liegt die Lösung auf der Hand: Man muss eine Maschine konstruieren, die diese Aufgabe übernehmen kann.

Zumindest theoretisch. Viele haben schon von einer mathematischen Universalmaschine geträumt – keiner hat sie bisher entworfen. Die Maschinen zu Turings Zeiten sind anspruchsvolle Ingenieurskunst, sie ermöglichen Massenproduktion und erleichtern das Leben, aber jede Maschine hat ihre eng gefassten Anwendungsmöglichkeiten. Die Maschine, die Turing vor Augen hat, ist dagegen die abstrakte Beschreibung einer Universalmaschine, die in der Sprache der Mathematik die Arbeitsweise jeder anderen Maschine übernehmen kann. Mehr noch, Turing bildet für seine Argumentation menschliches Denken als maschinell abzuarbeitenden Prozess nach.

SCHICKSAL

Das Konzept eines modernen Computers, einer speicherprogrammierten Maschine, ist Alan Turing zu verdanken. Er gilt durch seine grundlegenden Schriften als Vater der Informatik. Die Digitalisierung ist sein Kind genauso wie ein neuer Begriff von Intelligenz („Artificial Intelligence"). Wie sehr sein Denken die Welt verändert, erlebt er nicht mehr: Am 8. Juni 1954 wird Turing tot in seiner Wohnung aufgefunden. Die Todesursache, eine Cyanidvergiftung, deutet auf Selbsttötung hin.

ALGORITHMEN

Die Turing-Maschine ist ein Gedankenmodell einer Maschine, die mit einem unendlich langen Papierband ausgestattet ist und einem Lese- und Schreibkopf. Das Papierband ist in Felder eingeteilt. Jedes Feld enthält genau ein Zeichen, zum Beispiel „0" oder „1". Der Lese- und Schreibkopf bewegt sich nach einem festgelegten Programm um jeweils ein Feld nach rechts oder links und kann ein Zeichen lesen, schreiben oder nichts tun.

Nachdem er beschrieben hat, was ein menschlicher Rechner („Computer") – zu Turings Zeiten ein Mensch, der am Schreibtisch mit Stift und Papier Berechnungen vornimmt – tut, verbindet er die Logik der reinen Mathematik mit der physikalischen Maschinenwelt: „Wir können nun eine Maschine konstruieren, die die Arbeit dieses Rechners tun soll." Die theoretische Grundlage der Informatik.

Mit „On Computable Numbers, with an Application to the Entscheidungsproblem", wie er seine Ergebnisse nennt, kann Turing zeigen, dass Hilberts Entscheidungsproblem nicht lösbar ist. Aber das ist im Grunde nur ein Nebenergebnis. Viel wichtiger ist, was aus Turings Überlegungen folgt – und wie dies die Welt und das Denken in den darauffolgenden Jahrzehnten verändert. Für Alan Turing ist es eine weitere Etappe im Ringen mit Determinismus und freiem Willen, mit dem eigenen Materialismus und der Hoffnung, dass Christopher Morcom doch „irgendwie" noch da sein könnte.

Knapp vier Monate, nachdem Turing seine Arbeit bei der London Mathematical Society zur Veröffentlichung eingereicht hat, macht er sich auf den Weg in die USA, um in Princeton weiterzuforschen. Vorher besucht er noch einmal Christopher Morcoms Elternhaus. Er geht zur Ortskirche, um sich noch einmal Christophers Bild im Kirchenfenster anzuschauen, das die Morcoms gestiftet haben: Der heilige Sankt Christopher trägt einen kindlichen Christus, der aussieht wie sein verstorbener Freund. Darunter ein Psalmvers: „Du tust mir kund den Weg zum Leben." Christophers Mutter schreibt in ihr Tagebuch, dass sie mit Alan während seines Besuchs ein langes Gespräch über seine Arbeit führt. Auch darüber, ob man auf diesem Gebiet in einer Sackgasse landen würde. In Klammern fügt sie hinzu: „Irgendein abstruser Zweig der Logik."

AUTOR Axel Reimann ist freier Journalist in Hamburg. Zuletzt erschien von ihm das Buch „Goatonomics", eine satirische Betrachtung ökonomischer Denkschulen in englischer Sprache

Informationen ~~sammeln~~ AUSBLENDEN

AB WELCHEM ALTER KÖNNEN KINDER KOMPETENTE ENTSCHEIDUNGEN TREFFEN? UND WELCHE FÄHIGKEITEN BRAUCHEN SIE DAFÜR? DAS ERKLÄRT TILMANN BETSCH IM INTERVIEW

Tilmann Betsch ist Professor für Sozial-, Organisations- und Wirtschaftspsychologie an der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität Erfurt. Dort forscht er in erster Linie über die Psychologie des Urteilens und Entscheidens

Sie untersuchen, wie Kinder Entscheidungen unter Risiko treffen. Was genau heißt Risiko und wie viel weiß man eigentlich über solche Entscheidungen?

Entscheidungen unter Risiko treffen heißt, dass es unterschiedliche Erfolgswahrscheinlichkeiten gibt, je nachdem, wie man sich entscheidet. Die Forschung über Entscheidungen von Kindern hat Wahrscheinlichkeiten bisher meist ausgeblendet, weil es komplexe Tests voraussetzt, die man üblicherweise mit Erwachsenen macht. Über meine Töchter kam ich eines Tages auf die Idee, Entscheidungsspiele mit Tieren zu entwickeln, die mal gute und mal schlechte Ratschläge geben. Auf diese Weise konnten wir einen Versuchsaufbau aus der Erwachsenenforschung auf eine kindgerechte Umwelt übertragen. Damit betreiben wir hier internationale Pionierarbeit.

Wie genau sieht dieser Versuchsaufbau aus?

Zunächst ein Versuchsbeispiel aus der Erwachsenenwelt: Sie wollen in Aktien investieren und haben hierfür mehrere Optionen mit unterschiedlichen Erfolgsaussichten. Sie fragen verschiedene Experten. Jeder gibt Ihnen einen anderen Ratschlag. Die Erfolgswahrscheinlichkeiten dieser Ratschläge sind jedoch unterschiedlich hoch. Ihre Aufgabe besteht also darin, diese Informationen zu sammeln und zu gewichten. Unsere Kinder machen vom Prinzip her den gleichen Test mit Häusern, in denen sich ein Schatz verbergen kann. Bei der Schatzsuche am Computer helfen die eingangs erwähnten Tiere: Jedes Tier gibt andere Hinweise, wo der Schatz versteckt sein könnte. Doch nicht jedes Tier ist gleich schlau – die Katze ist beispielsweise der bessere Ratgeber als der Elefant, ihre Ratschläge führen also häufiger zum Schatz. Welches Tier wie schlau ist, wird in Schlaupunkten angegeben. Das finden die Kinder durch Beobachtung in einer Lernphase vor dem eigentlichen Test heraus. Nun messen wir zum Beispiel, ob die Kinder die schlauen von den weniger schlauen Tieren unterscheiden können und ob sie die unterschiedlichen Erfolgswahrscheinlichkeiten der Ratschläge gewichten können.

Ab welchem Alter können Kinder das leisten?

Das ist eine sehr spannende Frage. Wir unterscheiden die Informations-

suche von der Verarbeitung. Wenn wir den Kindern die Suche ersparen und alle Ratschläge der Tiere offenlegen, verstehen Neun- bis Zehnjährige schon zu einem hohen Anteil, dass die Katze mehr weiß als der Elefant, weil ihre Ratschläge öfter zum Schatz führen. Sagen wir ihnen aber nur, dass die Katze das schlaueste Tier ist, lassen die Ratschläge jedoch verdeckt, schauen sich Kinder bis zehn Jahre in der Regel trotzdem alle Ratschläge an, auch die der weniger schlauen Tiere. Eine kompetente Entscheidung wäre jetzt, nur dem Ratschlag der Katze zu folgen und alle anderen außer Acht zu lassen. Kinder hingegen verstehen zwar die unterschiedliche Schlauheit der Tiere intuitiv, sie können diese Information jedoch nicht auf ihre Informationssuche übertragen.

Und was schließen Sie daraus?

Um kompetente Entscheider werden zu können, müssen Kinder lernen, wichtige Informationen von unwichtigen zu trennen. Und sie müssen lernen, irrelevante Informationen komplett auszublenden, was sehr schwierig ist in diesem Alter. Ein Beispiel: Wir sind ein bisschen gemein und passen den Versuch an. Die Kinder dürfen eines der Tiere als persönlichen Freund benennen. Dieses Tier wird jedoch später die schlechtesten Vorhersagen treffen. Dem Kind fällt es dann jedoch schwer, dem Ratschlag des tierischen Freundes weniger Gewicht zu geben, es nachträglich abzuwerten. Das geht Erwachsenen übrigens in vergleichbaren Situationen oft nicht anders.

Wie alt sind die Kinder, mit denen Sie arbeiten?

Wir beginnen mit Kindern ab fünf, weil unsere Versuche doch viele verbale Instruktionen benötigen. Wir wissen aus der Forschung, dass es große Entwicklungssprünge zwischen den Altersstufen fünf bis sechs Jahre, neun bis zehn Jahre und elf bis zwölf Jahre gibt. Wir konzentrieren uns also auf diese Altersgruppen und versuchen auch, einen Querschnitt der Bevölkerung abzudecken. In der ersten Projektphase haben wir mit über 2.400 Kindern aus Erfurt zusammengearbeitet. Wir sollten also robuste Ergebnisse vorweisen können, die nicht vom sozio-ökonomischen Umfeld abhängen.

Welche altersspezifischen Unterschiede stellen Sie fest?

Wir bitten die Kinder, das Spiel einem Freund zu erklären. Interessanterweise können Kinder unter zehn Jahren das in den wenigsten Fällen systematisch ausdrücken. Sobald sie das aber beherrschen, können sie auch systematisch spielen. Intuitiv können Kinder in diesem Alter schon viele Informationen berücksichtigen – dass die Tiere unterschiedlich schlau sind, dass ihre Vorhersagen nicht immer zum Schatz führen –, sie können sie eben nur nicht richtig gewichten. Diese kognitive Fähigkeit entwickelt sich in der Regel erst zwischen neun und zehn Jahren. Dabei spielt es auch keine Rolle, wie oft wir die Schatzsuche wiederholen. Ab einem Alter von elf bis zwölf Jahren machen Kinder dann einen signifikanten Sprung in diesem Bereich. Was in diesem Zusammenhang jedoch interessant ist: Es gibt Fälle, in denen selbst Vorschulkinder Wahrscheinlichkeiten viel besser in ihren Entscheidungen berücksichtigen können, als man das erwartet. Und zwar dann, wenn wir die Tiere und ihre Schlaupunkte nicht neben den Häusern abbilden, sondern auf ihnen.

Welche Ratschläge können Sie Eltern und Erziehern aufgrund Ihrer Erkenntnisse geben?

Wir betreiben hier zwar Grundlagenforschung, wollen aber mittelfristig schon Empfehlungen abgeben, wie man die Entscheidungskompetenz von Kindern verbessern könnte. Wir werfen dabei die Frage auf: Wie kann man Entscheidungsumwelten kindgerecht gestalten? Es wäre zum Beispiel unsinnig zu sagen, Kinder sollten einfach weniger Informationen erhalten. Wir wissen, dass Kinder sehr viele Informationen verarbeiten können. Ein Ansatz wäre, Kinder dabei zu coachen, wie sie Informationen suchen und wie sie Einsichten entwickeln können. Dazu müssen wir aber noch besser verstehen, wie Entscheidungskompetenz entsteht.

AUTOR Andreas Lang ist Redakteur des Magazins 51°

ZWEI KINDER VOR EINEM BILDSCHIRM, AUF DEM DER TEST MIT DER SCHATZSUCHE UND DEN TIERISCHEN EXPERTEN ZU SEHEN IST

Fotos: PR, Hamish John Appleby

JOACHIM BURGER ARBEITET ALS SOGENANNTER ENTSCHEIDER: ER PRÜFT ASYL-ANTRÄGE VON FLÜCHTLINGEN

Entscheidungen ~~treffen~~ ABGEBEN

JOACHIM BURGER BEWILLIGT ASYLANTRÄGE – ODER LEHNT SIE AB. ALS ENTSCHEIDER SIEHT ER SICH DENNOCH NICHT. DAS GESETZ, SAGT ER, LÄSST IHM GAR KEINEN ERMESSENSSPIELRAUM

Es wird nur wenige Orte in Deutschland geben, an denen das Leben so banal und so hart ist wie auf dem Gelände der ehemaligen US-Kaserne in Schweinfurt. Bald soll hier ein Stadtquartier entstehen, mit Bürgerpark, Wasserfläche und dem iCampus der Hochschule, aber noch lässt diese Zukunft auf sich warten. Noch beherbergt die in die Jahre gekommene Liegenschaft die Außenstelle Schweinfurt des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge.

Hier kommen sie an, die Syrer, Afghanen, Eritreer oder Somalis – Menschen, die Krieg und Verfolgung aus der Heimat trieben oder schlichtweg der Wunsch nach einem besseren Leben. Hier stehen sie herum, einzeln oder in Grüppchen, herbstgrau und verloren wie das Laub auf dem Parkplatz. Sie warten in den Tag hinein, weil es nach all den Kilometern der Flucht nichts anderes mehr gibt, das sie tun könnten. Und hier wird über sie entschieden. Etwas abseits der Erstunterkünfte steht ein Verwaltungsgebäude, in ihm werden die Asylanträge bearbeitet. Bleiben oder gehen – auf dem Gelände der Ledward Barracks ist das eine Frage von nicht einmal 200 Metern.

Die Büros in diesem Gebäude hatten nie das Glück, mit Muße eingerichtet zu werden. Sie wurden 2015 bezogen, auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise. Schnelle Abhilfe war damals nötig, Wegarbeiten von Aktenbergen. Gut war, was funktionierte. Das Minimum als Benchmark, und bis heute wirkt diese Prioritätensetzung nach. Baucontainerästhetik trifft auf Behördendekor. Neonlicht und weiße, leicht angeschrammelte Gänge. Auf einem von ihnen hat Joachim Burger sein Büro. Zwei Tische, drei Stühle, eine müde Zimmerpflanze neben einem Tischventilator.

Burger ist von Beruf das, was das Bundesamt einen Entscheider nennt: Er bearbeitet Asylanträge. Er gibt ihnen statt, oder er lehnt sie ab. Manchmal leitet er sie an ein anderes Land in der EU weiter, wenn sich herausstellt, dass Deutschland nicht zuständig ist. Es ist eine Berufsbezeichnung, die angesichts hochtrabender Titularanglizismen auf nahezu jeder Visitenkarte seltsam aus der Zeit gefallen scheint. Simpel, klar, geradeaus.

„Ich mag sie nicht“, sagt Burger.

50 Jahre ist er alt, freundlich, mit einem offenen Lächeln, dem man anmerkt, wenn es Unsicherheit kaschieren soll. Man könnte ihn sich auch ohne Weiteres als einen netten Verkäufer in einem Spielzeugladen vorstellen, als jemanden, an den man sich mit einem guten Gefühl wenden würde, wollte man eine Modellbahn kaufen oder einen Bausatz. Aber Joachim Burgers Beruf könnte von Kinderfantasien kaum weiter entfernt sein. Und dass er dessen Bezeichnung nicht mag, hat damit zu tun, wie er ihn versteht.

„Eigentlich treffen wir hier gar keine Entscheidungen“, sagt er. „Wir wenden geltendes Recht an.“

Das Recht sieht vor, dass jeder Asylsuchende angehört wird, nachdem er registriert und sein Antrag erfasst worden ist. Die Anhörung ist das zentrale, das wichtigste Element im ganzen komplizierten Asylverfahren. In ihr bekommt jeder Flüchtling zeitlich unbegrenzt die Chance, seine Geschichte zu erzählen, den Verfolgungsdruck zu schildern, dem er in der Heimat ausgesetzt war, und seiner potenziellen neuen Heimat darzulegen, warum er →

Fotos: Markus Hintzen

→ einen Anspruch hat auf den Schutz, für den er gekommen ist. Es ist der Moment, wo aus dem Aktenzeichen ein Mensch wird.

Der Mensch, der an diesem trüben Septembermorgen im Büro von Joachim Burger sitzt, kommt von der Elfenbeinküste, ist 24 Jahre alt und soll für diesen Text Aké Djourou genannt werden. Die Geschichte, die er erzählt, ist verschlungen, aber in sich konsistent. Burger stellt seine Fragen sachlich, wann, wo, wie, das Lächeln ist einer geschäftsmäßigen Miene gewichen. Augenkontakt suchen weder er noch Djourou – beide reden im Dreieck miteinander, über den Dolmetscher. Burger diktiert die übersetzten Antworten per Headset und in Ich-Form in die Protokollsoftware. Nach dem Verlauf der Flucht interessieren ihn die Gründe. Für die Gewährung von Asyl sind allein sie entscheidend: Keine noch so traumatisierende Flucht kann die ersehnte Bewilligung herbeiführen, wenn die Situation im Herkunftsland nicht für eine Anerkennung ausreicht. Das mag hart erscheinen, vor allem, weil „die schlimmsten Dinge oft auf der Flucht passieren", wie Burger später erzählt. Aber es ist eine Einschränkung, die den Kerngedanken des Asylrechts schützt – Menschen aufzunehmen, deren Heimat ihnen kein sicheres Leben mehr ermöglicht. Und nur deren Heimat.

„Die schlimmsten Dinge passieren auf der Flucht"

In Djourous Fall wird schnell klar: Weder verfolgt ihn sein Staat, noch flieht er vor Krieg oder Terror. Auf die Frage, weshalb er die Elfenbeinküste verlassen hat, ist seine erste Antwort: „die Hoffnungslosigkeit". Jahre ohne Arbeit haben ihn resignieren lassen, die Morddrohung eines Gläubigers tat den Rest. Djourous Geschichte ist traurig und voll persönlicher Rückschläge, ein Zeugnis für die elende Lebenssituation in vielen Dritte-Welt-Ländern. Eines aber ist sie nicht, das wird in dem gut dreistündigen Gespräch klar: eine Geschichte, die in einem Asylverfahren Aussicht auf Erfolg hat. Nach so einer Anhörung braucht Burger für einen Bescheid „zwischen 15 Minuten und zwei Tagen". Vorschnelle Angaben darf und will er nicht machen, aber seine erste Einschätzung von Djourous Fluchtgründen lässt vermuten, dass die Zeit für diesen Antrag eher am unteren Ende der Skala liegen wird.

Und Burger hat recht: Die Entscheidung, die er im Fall Djourou treffen wird, ist im Grunde keine. Die Faktenlage ist klar, sie wird ihm keine andere Möglichkeit lassen, als den Antrag abzulehnen. Das Gesetz will es so. Keine Abwägung möglich oder, wie es im Verwaltungsjargon heißt: „Ermessensreduzierung auf null". Für Burger ist das sein Job. Am Ende des Tages, nach dem Sichten aller Fürs und Widers, steht ein klares, eindeutiges Fazit ohne Spielraum. Eines, das gut ist und wahr und richtig, weil es – ob negativ, ob positiv – das einzig mögliche ist.

Verwaltungstechnisch betrachtet ist das eine sinnvolle Haltung, weil sie systemstabilisierend wirkt. Sie ist auch sinnvoll, weil sie Joachim Burger eine Distanzierungsmöglichkeit bietet, einen Schutz vor all dem Leid, das da in seinem Büro auf einem blau gepolsterten Stuhl Platz nimmt. „Mit einer anderen Einstellung könnte ich hier gar nicht arbeiten", sagt er.

IM SCHNITT FÜHRT BURGER (M.) DREI ANHÖRUNGEN PRO TAG DURCH. DIE KOMMUNIKATION LÄUFT ÜBER DOLMETSCHER (R.)

Doch es ist auch eine bequeme Haltung, denn nicht jeder Fall ist so eindeutig wie der von Aké Djourou, nicht jede Flüchtlingsgeschichte nach simplen Ja-/Nein-Schemata zu bewerten. Und genau das ist der Punkt, an dem bürokratischer Ordnungswunsch und Wirklichkeit miteinander in Konflikt geraten. Burger und seine Kollegen bekommen Dossiers, um sich mit der Sicherheitslage typischer Fluchtländer vertraut zu machen. Um Erzähltes zu verifizieren, können sie Kontaktpersonal im jeweiligen Herkunftsland um eine Überprüfung bitten. Und sie können selbst recherchieren: Facebook-Accounts sichten, Zeugen hören. Allein Google Maps kann manchmal schon viel über den Wahrheitsgehalt einer Geschichte verraten: Gibt es im Ort wirklich eine Tankstelle? Weiß der Antragsteller, welche Farbe die Moschee hat? Solche Sachen. Aber lassen sich aus all diesen Schnipseln stets wirklich wasserdichte Szenarien basteln?

Fotos: Markus Hintzen

In einer Anhörung sitzen sich Menschen gegenüber aus völlig fremden Kulturkreisen, unterschiedlichen Bildungsschichten und mit Erfahrungshorizonten, die unterschiedlicher kaum sein könnten. Sie können sich nur per Dolmetscher verständigen, nicht selten ist die eine Hälfte von ihnen traumatisiert. Es ist nicht schwer, sich Umstände vorzustellen, in denen diese Situation an der Wahrheitsfindung scheitert, auch wenn beide Seiten sich bemühen.

Natürlich, das Bundesamt schult seine Entscheider. Und Burger gehört sicherlich nicht zu den 15 Prozent, von denen die Behörde im Mai selbst feststellte, dass sie unzureichend für ihren Job qualifiziert seien. Entscheider ist er verhältnismäßig früh geworden, im Frühjahr 2015, vor den hastigen Neueinstellungen. Vier Wochen Fortbildung, danach weitere vier Wochen mit Begleitung und einfachen Herkunftsregionen wie dem Westbalkan als Heranführung an den Job. Für einen, der Diplom-Verwaltungswirt ist, der neben seinem Beruf Steuerrecht studierte, weil es ihm Spaß machte, und sich selbst als „Freizeitjuristen“ bezeichnet, reicht das. Burger ist Fachmann, Akten kann er. Die Literatur zum Thema hat er sich noch vor seinem Bewerbungsgespräch besorgt.

Und Zweifel kennt auch er. Geschichten, die er mit nach Hause nimmt. Das Erzählen daheim helfe ihm – auch wenn er wegen der Vertraulichkeit nur grundsätzlich über die Arbeit sprechen kann. Seine Frau hat denselben Beruf, sie kennt selbst Geschichten. „Es gibt Orte auf dieser Welt, an denen man wirklich nicht leben möchte“, sagt Burger. „Ich kann es oftmals nachvollziehen, wenn Menschen auf der Suche nach einem besseren Leben sind.“ Im Zweifel, so der Grundsatz des Asylrechts, wird für den Antragsteller entschieden. Aber man ahnt: Ein System, dessen innere Logik es ist, den Ermessensspielraum auf null zu reduzieren, kann mit Zweifeln nicht viel anfangen. „Ich habe die Möglichkeit, Kollegen und Vorgesetzte in schwierigen Fällen hinzuzuziehen.“ Ob allein oder zu mehreren, das Ergebnis ist immer eine eindeutige Sachlage. „In jedem Asylverfahren ist die zentrale Frage: Droht dem Menschen Gefahr im Herkunftsland? Ist dies zu verneinen, erhalten die Geflüchteten keinen Schutz in Deutschland“, sagt Burger.

„Mit einer anderen Einstellung könnte ich hier gar nicht arbeiten“

Vielleicht ist dies ja das Spannungsfeld, das dieser Job mit sich bringt: Nur mit Gewissheit lässt sich eine Akte zuklappen und vergessen, nur mit innerer Ruhe können Burger und seine Kollegen arbeitsfähig bleiben. Aber diese innere Ruhe muss zwangsläufig erkauft werden mit einer Sichtweise auf den eigenen Anteil am Prozess, die eigene Verantwortung für das Leben anderer, die den tatsächlichen Dimensionen kaum gerecht wird. Gesetze können immer nur so funktional sein, so gut oder schlecht, wie die, die sie auslegen und anwenden. Menschen und die Entscheidungen, die sie treffen, spielen eine Rolle, immer.

Vielleicht hilft es, sich in diesem Zusammenhang die Asylverfahren vor Augen zu führen, die vor Gericht landen. Jeder Bescheid darf angefochten werden, ungeachtet der Chancen auf Erfolg. Über rund 39.000 Klagen entschieden die Richter zwischen Januar und Mai dieses Jahres, und in fast der Hälfte entschieden sie zugunsten der Asylbewerber. Ob das für ein System, in dem der Ermessensspielraum der Entscheider eigentlich keiner sein soll, eine gute oder schlechte Quote ist, das mag ein jeder selbst entscheiden.

AUTOR Matthias Oden ist Redakteur des Magazins 51°

~~Optionen~~ CHANCEN ermöglichen

SCHON IN DER KITA AUF KULTURELLE BILDUNG SETZEN, SCHULABGÄNGERN BEI DER ORIENTIERUNG HELFEN, ENTSCHEIDER VON MORGEN QUALIFIZIEREN, JUNGE MENSCHEN BEI EINEM GROSSEN SCHRITT UNTERSTÜTZEN – VIER AKTUELLE PROJEKTE DER STIFTUNG MERCATOR

KULTURELLE BILDUNG

JUNGE MUSIKER FINDEN UND FÖRDERN

Das Klavier-Festival Ruhr arbeitet seit zehn Jahren mit Bildungseinrichtungen in Dorsten und Duisburg zusammen. Die Kinder und Jugendlichen in den Kitas, Grund- und Sekundarschulen sollen an die Welt der Musik herangeführt, junge Talente gefördert werden. Aus dem anfänglichen Ausprobieren heraus sind mittlerweile feste Strukturen entstanden: Die Einrichtungen haben sich entschieden, kulturelle Bildung fest in den Lehrplan zu integrieren. Die Projektverantwortlichen wollen nun auch ihre Erfahrungen weitergeben. Aktuell erarbeiten sie Konzepte für Lehrende.

www.klavierfestival.de

DAS KLAVIER-FESTIVAL RUHR WILL KINDER FÜR MUSIK INTERESSIEREN

INTEGRATION

JUGENDLICHEN ZUM PASSENDEN STUDIUM VERHELFEN

Wie geht es weiter nach der Schule? Insbesondere jungen Menschen aus Nicht-Akademiker-Familien, mit und ohne Migrationshintergrund, fehlt hier oft die nötige Orientierung. Ihnen helfen soll das Projekt „TalentKolleg Ruhr“, bei dem die Universität Duisburg-Essen, die Fachhochschule Dortmund und die Westfälische Hochschule in Herne kooperieren. Durch Beratungsangebote wollen sie jeweils den geeigneten Hochschultyp und das passende Fach finden.

Für den Fall, dass den Interessenten bestimmte Qualifikationen fehlen, bieten die Hochschulen vorbereitende Kurse an, in denen an den Defiziten gearbeitet werden kann. Und selbst wenn sich herausstellen sollte, dass ein Studium nicht zu empfehlen ist, wissen die Hochschulen Rat: Dank guter Vernetzung mit den IHKs und anderen Ausbildungsakteuren können sie dann in diesen Bereich vermitteln.

www.talentkolleg.ruhr

KLIMAWANDEL

NACHHALTIG WIRTSCHAFTEN

Unternehmerischer Erfolg und Klimaschutzziele verfolgen – das passt zusammen. Um zukünftigen Entscheidern das Wissen und Handwerkszeug dafür zu vermitteln, gründet die Stiftung Mercator gemeinsam mit der Otto Beisheim School of Management einen Stiftungslehrstuhl für „Digital Sustainable Urban Transport“. Der Klimaschutz kommt somit auf den Lehrplan der klassischen betriebswirtschaftlichen Ausbildung an den beiden Hochschulstandorten in Vallendar (bei Koblenz) und Düsseldorf, wo der Lehrstuhl seinen Sitz haben wird. Eine weitere Aufgabe der Institution wird es sein, digitale Geschäftsmodelle für den Personen- und Warentransport in urbanen Ballungsräumen zu entwickeln. Damit soll ein Beitrag zur Dekarbonisierung des Verkehrs geleistet werden. Die Ausschreibung für die Besetzung der Professur erfolgt im Herbst 2017. Für Anfang 2018 ist die Berufung eines international ausgewiesenen Experten geplant. Die Stiftung Mercator finanziert den Lehrstuhl zunächst für sechs Jahre; Mittel in Höhe von insgesamt 1,65 Millionen Euro sind dafür bewilligt worden.

www.whu.edu

EUROPA

VORBEHALTE ÜBERWINDEN

Ein Austauschjahr in China klingt aufregend, ist aber auch ein großer Schritt. So groß, dass vielleicht erst einmal Vorbehalte überwunden werden müssen, um sich dafür entscheiden zu können. Die Kampagne „Check dich aus“ will Jugendliche genau dabei unterstützen. Eine Homepage liefert beispielsweise Infos zu Land, Leuten, Stipendien und dem Austausch selbst. Die Jugendlichen können „auschecken“, ob ein China-Austausch für sie infrage kommt. Und wem ein Jahr zu lang ist: Mit „Mercator Exchange“ fördert die Stiftung auch zwei- bis dreiwöchige Ferienprogramme zu Themen wie Film, Tanz und MINT.

www.check-dich-aus.de

AUSTAUSCHJAHR IN CHINA: EINE ANDERE KULTUR KENNENLERNEN, NEUE FREUNDE FINDEN

AUSFÜHRLICHE INFORMATIONEN

zu unseren Projekten sowie allgemein zu unserer Strategie, unseren Zielen und unserer Arbeitsweise finden Sie unter
stiftung-mercator.de

Neues aus den Clustern und exklusive Inhalte erhalten Sie mit unserem Newsletter bequem per Mail. Anmelden unter
stiftung-mercator.de/newsletter

Fotos: Blend Images/Alamy Stock Photo, Hero Images/Getty Images

IMPRESSUM

51°

MAGAZIN DER STIFTUNG MERCATOR

AUSGABE 3.2017

HERAUSGEBER
Stiftung Mercator GmbH
Huyssenallee 40
45128 Essen
Tel. +49 201 2 45 22 – 0
Fax +49 201 2 45 22 – 44
www.stiftung-mercator.de

GESCHÄFTSFÜHRUNG
Winfried Kneip,
Dr. Markus Piduhn,
Dr. Wolfgang Rohe,
Michael Schwarz

VERANTWORTLICH
Josef Krieg

REDAKTION
Anne Jaskulski, Stiftung Mercator,
Anton Notz, Andreas Lang,
C3 Creative Code and Content

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Auffassung des Autors wieder und sind keine Äußerung der Stiftung Mercator.

KONZEPT UND LAYOUT
C3 Creative Code and Content GmbH, Berlin

DRUCK
Gallery Print GbR, Berlin

ClimatePartner
klimaneutral
Druck | ID 11180-1710-1001

FSC MIX Papier aus verantwortungsvollen Quellen FSC® C074448

Julius Barghop studiert an der Folkwang Universität der Künste. Für seine Arbeit „res publicae“ begab er sich auf Spurensuche in der Bonner Republik. Wie sehen die Orte der Macht von einst heute aus? Was ist von ihrem Gründungsmythos übrig geblieben? Das Motiv zeigt den Plenarsaal des früheren Bundesrates. Das Bild ist Bestandteil einer Ausstellungskooperation zwischen der Stiftung Mercator und der Hochschule. Sie wird bis Sommer 2018 im Essener Hauptsitz gezeigt und anschließend am Standort im politischen Berlin (ProjektZentrum) zu sehen sein. Die Stiftung möchte so eine positive Diskussion über das Grundgesetz mit seinen überzeitlichen Werten in Deutschland anstoßen.

Foto: Julius Barghop